



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

DIE KLEINE BÜCHEREI

Ludwig Thoma
Das lustige
Geschichtenbüchlein



Albipin.

Danzig, January 1939.

OXFORD UNIVERSITY



ST. GILES', OXFORD OX1 3NA

Rep 9877





Das
lustige Geschichtenbüchlein

von

Ludwig Thoma

Albert Langen / Georg Müller / München

Ein Verzeichnis sämtlicher Werke von Ludwig Thoma sowie
eines der erzählenden Bändchen der Kleinen Bücherei
befinden sich am Schluß dieses Bändchens



41. bis 50. Tausend

Copyright 1936 by

Albert Langen - Georg Müller Verlag G.m.b.H., München

Printed in Germany

Auf der Elektrischen

In München. Der schwere Wagen poltert auf den Schienen; beim Anhalten gibt es einen Ruck, daß die stehenden Passagiere durcheinander gerüttelt werden.

Ein Schaffner ruft die Station aus.

«Müliansplatz!»

Heißt eigentlich Maximiliansplatz.

Aber der Schaffner hat Schmalzler geschnupft und kann die langen Namen nicht leiden.

Ein Student steigt auf. Er trägt eine farbige Mütze, und der Schaffner salutiert militärisch.

Er weiß: das zieht bei den Grünschnäbeln. Sie bilden sich darauf was ein.

Und wenn sich Grünschnäbel geschmeichelt fühlen, geben sie Trinkgelder.

Er ist Menschenkenner und hat sich nicht getäuscht.

Der junge Herr mit der großen Lausallee gibt fünf Pfennige.

Er sieht dabei den Schaffner nicht an; er sieht gleichgültig ins Leere; er zeigt, daß er dem Geschenke keine Bedeutung beimißt. Der Schaffner salutiert wieder.

Wumm! Prr!

Der Wagen hält.

«Deonsplatz!» schreit der Schaffner.

Heißt eigentlich Odeonsplatz.

Eine Frau, die ein großes Federbett trägt, schiebt sich in den Wagen. Ein Sitzplatz ist noch frei.

Die Frau zwängt sich zwischen zwei Herren. Sie stößt dem einen den Zylinder vom Kopfe.

Das ärgert den Herrn. Er klemmt den Zwicker fester auf die Nase und blickt strafend auf das Weib.

«Über erlauben Sie!» sagt er.

– ?! –

«Über erlauben Sie, mit einem solchen Bett!»

Die Leute im Wagen werden aufmerksam.

Der Mann scheint ein Norddeutscher zu sein; der Sprache nach zu schließen. Ein besserer Herr, der Kleidung nach zu schließen.

Was fällt ihm ein, die arme Frau aus dem Volke zu beleidigen?

Ein dicker Mann, dessen grünen Hut ein Gamsbart ziert, verleiht der allgemeinen Stimmung Ausdruck.

«Warum soll denn dös arme Weiberl net da herin sitzen? Soll's vielleicht draußen bleib'n und frier'n? Bloß weil's dem nobligen Herrn net recht is? Wenn ma so noblig is, fährt ma halt mit da Droschken!»

Der dicke Mann ist erregt. Der Gamsbart auf seinem Hute zittert.

Einige Passagiere nicken ihm beifällig zu; andere murmeln ihre Zustimmung. Ein Arbeiter sagt: «Überhaupt is de Tramway für an jed'n da. Net wahr? Und dera Frau ihr Zehnerl is vielleicht g'rad so guat, net wahr, als wia dem Herrn sei Zehnerl.»

Die Frau mit dem Bett sieht recht gekränkt aus. Sie schweigt; sie will nicht reden; sie weiß schon, daß arme Leute immer unterdrückt werden.

Sie schnupft ein paarmal auf und setzt sich zurecht. Dabei fährt sie mit dem Bette ihrem anderen Nachbarn ins Gesicht.

Der stößt das Bett unsanft weg und redet in soliden Bass-
tönen: «Sie, mit Eahnan dreckigen Bett brauchen S' mir fei's
Maul net abwisch'n! Glauben S' vielleicht, Sie müassen's mir
unta d' Nasen halt'n, weil S' as jetzt aus 'm Versaßamt g'holt
hamm?»

Die Passagiere horchen auf.

Da ist noch einer, der die Frau aus dem Wolke beleidigt; aber,
wie es scheint, ein süddeutscher Landsmann.

Die Stimmung richtet sich nicht gegen ihn. Übrigens sieht er
so aus, als wenn ihm das gleichgültig sein könnte.

Er hat etwas Gesundes an sich, etwas Robustes, Hinaus-
schmeißerisches.

Er imponiert sogar dem Herrn mit dem grünen Hute.

Und dann, alle haben es gesehen:

Die Frau ist ihm wirklich mit dem Federbette über das Ge-
sicht gefahren. So etwas tut man nicht. Der Mann selbst ist noch
nicht fertig mit seiner Entrüstung. Er wirft einen sehr unfreund-
lichen Blick auf die Frau aus dem Wolke und einen sehr verächt-
lichen Blick auf das Bett.

Er sagt: «Überhaupt is dös a Frechheit gegen die Leut', mit
so an Bett do rei'geh'. Wer woaß denn, wer in dem Bett g'leg'n
is? Vielleicht a Kranker; und mir fahren S' ins S'sicht damit!
Sie ausg'schamte Person!» Einige murmeln beifällig.

Der Mann mit dem grünen Hute gerät wieder in Zorn.

Er sagt: «Der Herr hat ganz recht. Mit so an Bett geht ma
net in a Tramway. Da kunnten ja mir alle o'g'steckt wer'n.
Heuntzutag, wo's so viel Bazüllen gibt!»

Der Gensbart auf seinem Hute zittert.

Alle Passagiere sind jetzt wütend über die Unverschämtheit
der Frau.

Man ruft den Schaffner.

«De muuß aufsi!» sagt der Mann mit dem Gensbart, «und
überhaupt's, wia können denn Sie de Frau da einaschiab'n? Muuß

ma si vielleicht dös g'fallen lassen bei der Tramway? Daß de Bazillen im Wag'n umanandfliag'n?»

Der Schaffner trifft die Entscheidung, daß die Frau sich auf die vordere Plattform stellen muß. Sie verläßt ihren Platz und geht hinaus.

«Dös war amal a freche Person!» sagt der Mann mit dem Gensbart.

Der Herr mit dem Zwicker meint: «Eigentlich war sie ganz anständig. Nur mit dem Bette...»

«Was?!» schreit sein robuster Nachbar. «Sie woll'n vielleicht dös Weibsbild in Schuß nehma? Gengan S' außi dazua, wann's Eahna so guat g'fällt!»

Alle murmeln beifällig.

Und der Arbeiter sagt: «Da siecht ma halt wieda de Preißen!»

* * *

Ein kalter Wintertag.

Die Passagiere des Straßenbahnwagens hauchen große Nebelwolken vor sich hin. Die Fenster sind mit Eisblumen geziert, und wenn der Schaffner die Lüre öffnet, zieht jeder die Füße an; am Boden macht sich der kalte Luftstrom zuerst bemerklich. Die Passagiere frieren, nur wenige sind durch warme Kleidungen geschützt, denn der Wagen fährt durch eine ärmliche Vorstadt.

Da kommt ein Herr in den Wagen; er trägt einen pelzgefütterten Überrock, eine Pelzmütze, dicke Handschuhe.

Er setzt sich, ohne seiner Umgebung einen Blick zu schenken, zieht eine Zeitung aus der Tasche und liest.

Die anderen Passagiere mustern ihn; das heißt seine untere Partie. Die obere ist hinter der Zeitung versteckt.

Die größte Aufmerksamkeit schenkt ihm ein behäbiger Mann, der ihm gerade gegenüber sitzt.

Er biegt sich nach links und rechts, um hinter die Zeitung zu schauen. Es geht nicht.

Er schiebt mit der Krücke seines Stockes das hemmende Papier weg und fragt in gemütlichem Tone:

«Sie, Herr Nachbar, wissen Sie, aus welcham Pelz Eahna Hauben is?»

Der Herr zieht die Zeitung unwillig an sich.

«Lassen Sie mich doch in Ruhe!»

«Nix für unguat!» sagt der Behäbige.

Nach einer Weile klopft er mit seinem Stocke an die Zeitung, die der Herr noch immer vor sich hinhält.

«Sie, Herr Nachbar!»

«Wasß denn?!»

«Sie, dös is fei a Biberpelz, Eahna Haub'n da.»

«So lassen Sie mich doch endlich meine Zeitung lesen!»

«Nix für ungut!» sagt der Mann und wendet sich an die anderen Passagiere.

«Ja, dös is a Biberpelz, de Haub'n. Dös is a schön's Trag'n und kost' a schön's Geld, aba ma hat was, und es is an oanmalige Anschaffung. De Haub'n, sag' i Eahna, de trag'n no amal de Kinder von dem Herrn. De is net zum Umbringa. Freili, billig is er net, so a Biberpelz!»

Die Passagiere beugen sich vor. Sie wollen auch die Pelzmütze sehen.

Aber man sieht nichts von ihr; der Herr hat sich voll Unwillen in seine Zeitung eingewickelt.

Da wird sie ihm wieder weggezogen. Von dem behäbigen Manne, mit der Stockkrücke.

«Sie, Herr Nachbar...»

«Ja, was erlauben Sie sich denn...?!»

«Herr Nachbar, was hat jest de Haub'n eigentlich gekostet?»

Der Herr gibt keine Antwort.

Wütend steht er auf, geht hinaus und schlägt die Türe mit Geräusch zu.

Der Behäbige deutet mit dem Stock auf den leeren Platz

und sagt: «Der Biberpelz, den wo dieser Herr hat, der wo jetzt hinaus is, der hat ganz g'wiß seine zwanz'g Markln kost'; wenn er net teurer war!»

* * *

Der alte Professor Spengler fährt jeden Morgen gegen acht Uhr vom Großen Wirt in Schwabing bis zur Universität.

Er fällt auf durch seine ehrwürdige Erscheinung; lange, weiße Locken hängen ihm auf die Schultern, und er geht gebückt unter der Last der Jahre.

Ein Herr, der auf der Plattform steht, beobachtet ihn längere Zeit durch das Fenster.

Er wendet sich an den Schaffner.

«Wer ist eigentlich der alte Herr? Den habe ich schon öfter gesehen.»

«Der? Den kenna Sie nôt?»

«Nein.»

«Dös is do unsa Professa Spengler.»

«So? so? Spengler. M-hm.»

«Professa der Weltgeschüchte», ergänzt der Schaffner und schüttet eine Prise Schnupftabak auf den Daumen.

«Mhm!» macht der Herr. «So, so.»

Der Schaffner hat den Tabak aufgeschnupft und schaut den Herrn vorwurfsvoll an.

«Den sollten S' aba scho kenna!» sagt er. «Der hat vier solchena Büacha g'schrieb'n.»

Er zeigt mit den Händen, wie dick die Bücher sind.

«So ... so?»

«Lauter Weltgeschüchte!»

«Sch bin nicht von hier», sagt der Herr und sieht jetzt mit sichtlichem Respekte auf den Professor.

«Ah so! Nacha is 's was anders, wenn Sie net von hier san», erwidert der Schaffner.

Er öffnet die Türe.

«Universität!»

Professor Spengler steigt ab. Der Schaffner ist ihm behilflich; er gibt acht, daß der alte Herr auf dem glatten Asphalt gut zu stehen kommt. Dann klopft er ihm wohlwollend auf die Schulter.

«Soo, Herr Professa! Nur net gar z'fleißig!»

Er pfeift, und es geht weiter.

Der Schaffner wendet sich nochmal an den Herrn:

«Alle Tag, punkt acht Uhr, fährt dös alte Mannderl auf d' Universität. Mir wia lauta Weltgeschüchte!»

* * *

In Berlin. Der Straßenwagen fährt durch den Tiergarten. Seitab werden Bäume gefällt, und es ist ein sonderbarer Anblick, mitten in der Großstadt Waldarbeit zu sehen.

Der Schaffner wendet sich an einen Herrn, der Ähnlichkeit mit dem Kaiser hat. Die man in Norddeutschland so häufig trifft. Starkes Kinn. Habyschnurrbart.

Der Schaffner sagt: «Das geht nun schon so vier Wochen.»

Er deutet auf die Holzarbeiter.

Der Doppelgänger Kaiser Wilhelms schweigt.

«Wenn sie nur nich den ganzen Tiergarten umschlagen!» sagt der Schaffner.

Keine Antwort.

Der Schaffner versucht es noch einmal.

«Den ganzen Tiergarten! Es wäre doch jammerschade!»

Jetzt blickt ihn der Doppelgänger Kaiser Wilhelms an; streng und abweisend.

Und er sagt:

«Ich habe nicht die Absicht, mich mit Ihnen in eine Konversation einzulassen.»

Das Volkslied

Es erwachte damals die Freude am Volkstum, und man konnte überall recht wohl den Drang bemerken, sich von echten, kleinsten Zügen der Volksseele zu überzeugen und sie in gehaltvollen und gewundenen Sätzen wiederum zu schildern.

Neben Wortprägungen, die mit Heimat, Scholle, Erde, Erdgeruch wackere Zusammenhänge fanden, begegnete man herzlich schlichten Romanen, die, als Aufgüsse über den würzigen Bodensaß Gottfried Kellerscher Getränke, Farbe und Geschmack annahmen, und begegnete auch heimatliebenden, von jeder peinlichen Tendenz abgekehrten Schulaufsätzen, welche man ehemals Feuilletons genannt hatte. In dieser wonnigen, schollenseligen Zeit bemühten sich auch Berufsmenschen, Perlen im Altkensutte zu finden, und so nahm sich ein Rechtsanwalt namens Doctor juris Anton Habergais vor, seine mitten in Land und Leute verschlagene Existenz folkloristisch zu verwerten und seltene Lieder zu sammeln. Er glaubte, daß sich ungehobene Schätze genug unter niederen Dächern befinden konnten, und er wollte sie ans Licht ziehen und mit ihrer Naivität ein heimatfrohes Publikum entzücken. Der Gedanke war kaum gefaßt und im vorhinein lieblich verbräunt, als Herr Habergais auch an seine Verwirklichung schritt und sich ein in Leder gebundenes Heft von schönem Bütttenpapier kaufte.

Er stellte sich freudig vor, wie er wohl an stillen Winterabenden hier hinein Lied für Lied mit Beibehaltung der ursprünglichen Schreibweise eintragen wollte benebst Anmerkungen unter einem mit roter Tinte zu ziehenden Striche.

Nach etlichen fleißigen Monaten ließ sich dann wohl ein Büchlein daraus formen, welches den Forschern zur Erquickung, anderen aber zur Belehrung dienen mußte. Wie war nun aber das Material herbeizuschaffen?

Der ehemals solchen Zwecken gerne dienstbare Volksschullehrer

hatte sich leider im Laufe der Zeiten daran gewöhnt, seine Entdeckungen selbst zu Aufsätzen, zu Heften und Büchlein zu verwerten, und war als selbstloser, höchstens im Vorworte erwähnter Mitarbeiter kaum mehr zu haben. Darum blieb nichts übrig, als unter Umgehung dieses Sammelbeckens sich geradeswegs an die Quellen zu begeben, was ja einem Rechtsanwalt immerhin möglich war.

So kam also Herr Doktor Habergais mit sich überein, von rechtsuchenden Bauern selbst Beiträge zu erbitten.

Ein in seiner Gemeinde Weidach wohlangesehener Ökonom, Jakob Hirtner, genannt Matheiser, kam in seiner Angelegenheit zu Habergais, als dessen Entschluß gerade gereift war.

Nach dem Geschäftlichen ging der Rechtsanwalt zu einem jovialen Ton über, klopfte dem Matheiser auf die Schulter und begann zu fragen.

«Hirtner, nicht wahr, bei Ihnen in Weidach wird doch häufig gesungen?»

«S'funga?»

«Ich meine die jungen Mädchen, die zum Brunnen gehen, die Burschen auf der Landstraße — —»

«Brunna?»

«Ja, die Mädchen, die vom Dorfbrunnen Wasser holen — —»

«Mir hamm ja gar koan Dorfbrunna net — —»

«Nu also, bei einer anderen Gelegenheit, nach der Arbeit, wenn der Abend sinkt — —»

«Bei ins hat a jeda selm sein Brunna — —»

«Ich sage Ihnen ja, die Gelegenheit, bei der es geschieht, ist ganz Nebensache. Ich denke überhaupt an den Feierabend, wenn alt und jung vor den Türen steht — —»

«Beim Schuastahansl waar scho a Brunna bei da Straß hiebei, aba dersell hat koa Wassa it — —»

«Ja ... ja ... lassen wir diese Brunnenfrage endgültig fallen. Ich möchte nur in Erfahrung bringen, was diese jungen Mädchen, verstehen Sie, Matheiser, welche Lieder sie singen.»

«Han?»

«Und Sie sollen mir dabei helfen, Matheiser. Sie sollen mir die Texte verschaffen.»

«Han?»

«Sie müssen mir aufschreiben oder aufschreiben lassen, Wort für Wort, was eure jungen Mädchen singen.»

«I?»

«Zarwohl, und ich will Ihnen genau sagen, wie Sie das machen müssen...»

«Ja, was woaß denn i?»

«Also, passen Sie auf! Nicht wahr, zum Beispiel, Sie hören die Anna oder die Liesel singen...»

«Was für a Liesel?»

«Irgendeine; ich meine irgendein Mädchen, das nächstbeste Mädchen hören Sie singen...»

«Bal i aba koane hör'?»

Herr Doktor Habergais sah mit einem gramvollen Zug im Gesichte sein Gegenüber an, und er fühlte, wie eine nervöse Abspannung, ein prickelndes Gefühl den Rücken entlang seinen Eifer vermindern wollte; aber er gab sich einen Ruck, er lächelte, er klopfte Herrn Hirtner mit der flachen Hand auf die Schulter, obwohl sich ihm die Finger krümmten, obwohl sich ihm die Handballen wollte. «Verstehen Sie mich wohl, Matheiser, Sie hören schon eine, oder Ihr Nachbar hört eine, oder Ihre Frau hört eine...»

Habergais sprach jedes Wort scharf und gereizt aus. «Gut also, irgend jemand hört irgendeines – es klang wie ein Befehl –, verstanden, dann gehen Sie zu ihr hin und sagen: Meine liebe Liesel...»

Hier wollte nun Hirtner doch nicht länger schweigen.

«Was für a Liesel?»

«Herrgott, Mensch! Matheiser, will ich sagen, Liesel, Anna, Marie, ganz wurscht, wie sie heißt; Sie sagen zu ihr: Mein lie-

bes Mädchens – Habergais machte hinter jedem Wort eine Pause und schrie das nachfolgende um so lauter –, «mein liebes Mädchen, du hast soeben ein Lied gesungen. Welches ist der Inhalt desselben? Sprich mir die Worte vor, oder, noch besser, schreibe sie mir auf! Das sagen Sie zu ihr! Haben Sie mich jetzt verstanden, Matheiser?»

«Na!»

Der Rechtsanwalt setzte sich und blickte zu Boden, während eine fliegende Hitzwelle von seinem Nacken über die Ohrklappen hinweg, während seine Stirnhaut pelzig wurde, bis dann ein erlösender Schweiß ausbrach.

«Sie haben mich nicht verstanden?»

Die Frage klang heiser.

«Weil Sie sag'n von an Brunna, und weil mi do koan Brunna durchaus gar nit hamm...»

«Ja, wer redet denn noch von einem Brunnen? Ja, wer redet denn noch von einem blöden Himmelherrgottsfakramentsbrunnen?»

«Net?»

«Nein! Aber ich will von vorne anfangen. Setzen Sie sich einmal, Matheiser! Da, mir gegenüber – so! Also lassen wir in drei Teufels ... also lassen wir die Mädchen ... nicht wahr, Ihre Burschen singen doch auch?»

«Bal s' b'suffa san, scho...»

«Nüchtern oder betrunken ... das ist mir jetzt ganz egal ... Matheiser ... jetzt schweifen Sie nicht mehr ab!... Belauschen Sie Ihre Burschen...»

«Wia?»

«Hö-ren Sie ihnen zu! Hö-ren Sie den jung-en Bur-schen zu!»

«Bal s' b'suffa san?»

«Wenn sie sing-en! Nicht wahr?»

«De plärr'n scho a so, daß ma's hört...»

«Ja – also, dann können Sie um so leichter tun, was ich

meine. Hören Sie ihnen zu und schreiben Sie auf, was die Bur-
schen singen...»

«Schreib'n? Alsammete?»

«Garwohl! Ich will die Lieder sammeln. Ich will genau wissen,
was für Lieder sie singen...»

«Ja ... aba...»

«Nichts aber. Sie können doch schreiben, nicht wahr...? Es
braucht nicht schön zu sein... Sie schreiben einfach Wort für
Wort auf, und damit Sie es lieber tun, will ich Ihnen für jedes
Lied was bezahlen. Verstehen Sie mich jetzt?»

«Ja, guat! I vasteh Eahna ganz guat...»

«Na, endlich? Und dann sind wir einig?»

«Was kriag i nacha, bal i schreib?»

«Hm ... sagen wir ... für jedes Lied ...hm ...sagen wir fünf-
zig Pfennige...»

«A Fufzgerl?»

«Für jedes Lied; wenn Sie mir zum Beispiel sechs bringen,
bekommen Sie drei Mark, einen Taler, Matheiser.»

«Alha, an Taler! Na bring i halt sechs!...»

«Soviel Sie eben hören, nicht wahr? Es können mehr sein, es
können weniger sein...»

«Ja ... ja ... sechs wern's leicht...»

«Gut, und damit adieu, Matheiser!»

«S' Good, Herr Dokta!»

Habergais blickte dem Ökonomen nach, lange und sinnend.

Denn hier drängte sich nun auch ein Allgemeines und ein Be-
sonderes der Betrachtung auf. Die schlichte, geradeaus zielende
Art, zu denken, welche dem Volke eignet, dieses Festhalten an
einer Vorstellung und diese gewisse Unbiegsamkeit der Folgerun-
gen, welche in einer Linie auf einen Punkt hinstreben und nie nach
den Seiten hin ausladen. Dieses schien ein Problem zu sein, und
zwar ein beachtenswertes.

* * *

Ja – ja.

Übrigens waren seitdem etwa drei Wochen ins Land gegangen, und Doktor Habergais gedachte wohl öfter seines Vorhabens und malte sich nicht ohne Behaglichkeit die literarischen Aufgaben aus, welche ihm die Wintermonate verkürzen konnten.

Er blätterte in dem Hefte aus schönem Büttenpapier und sah im Geiste die Seiten mit reinlicher Schrift gefüllt, die Titel der Lieder in zierlicher Kundschrift in die Mitte gesetzt, dann den roten Strich, und kluge landeskundige Anmerkungen und Erläuterungen darunter geschrieben.

Es konnten sehr lange, begleitende Kommentare werden, wenn man etwas Dialektforschung trieb, über Wortwerte, Wertunterschiede einzelner Dialektformen sich verbreitete, Belegstellen anführte und überhaupt wissenschaftlich verfuhr.

Ob sich der Matheiser noch an sein Versprechen erinnerte?

Es deuchte Herrn Doktor Habergais manches Mal zweifelhaft, aber dann glaubte er doch wieder, daß die Freude am leichtesten Verdienst den Mann anspornen könnte.

Und wirklich kam eines Vormittags Jakob Hirtner zur Türe herein und holte ein in Zeitungen gewickeltes verknittertes Schulheft aus der Tasche.

«Ha! da ist ja mein Mitarbeiter ... da ist ja der Matheiser! Na, also haben Sie Lieder gefunden?»

«Herr Dokta, i sag's glei, wia's is, schö hab i net g'schrieb'n...»

«Macht doch nichts!»

«Und ... an Arbeit is dös! Des sell tat i fei nimma! A Markl derfat'n S' no extra zahl'n, a so hab i mi scho plagt...»

«Darüber läßt sich reden...»

«D' Bäurin hat aa g'sagt, daß dös koa Macha net is, sagt s', und wei ma mit da Tint'n a so umanandschmiert, sagt s'...»

«Wie viele Lieder haben Sie denn, Matheiser?»

«Sechsi, wia ma's ausg'macht ham.»

«Sechs? Bravo! Das ist schon ein Anfang!»

«Ja, san drei Markl, und oane derfat'n S' no spiß'n, weil d' Bäurin aa sagt, dössell derfat ihr nimma fürkemma...»

«Na – gut, Matheiser! Ich gebe Ihnen vier Markl, aber Sie versprechen mir, daß Sie auch weiter für mich sammeln, das heißt gelegentlich ein Lied aufschreiben...»

«Na ... na! Herr Dokta, dössell konn i durchaus gar it vasprecha, und mit'n Schreib'n hon i's überhaupts it. I tua ma scho so bluati hart, daß 's höcha nimma geht...»

«No ... no ... Matheiser, so schlimm ist das nicht. Später haben Sie vielleicht selber Freude daran...»

«Dös glaab i gar it.»

«Da haben Sie vier Markl, und nun geben Sie mir Ihre Aufschreibungen!»

Hirtner nahm das Geld und wickelte das fettige Zeitungspapier auseinander.

«I ho's in a Heft von mein Deandl einig'schrieb'n», bemerkte er, «müassen's scho entschuldiga, bal's it scho g'schrieb'n is...»

«Das ist ganz nebensächlich ... nur her damit!»

Doktor Habergais nahm nicht ohne Hast das verschmierte, öl-, tinten- und fettfleckige Heft an sich und öffnete es.

Es war wirklich auf den ersten Blick zu erkennen, daß hier eine ungeübte, schwere Hand gewaltet hatte, aber das gerade verlieh dem Ganzen einen gewissen Reiz.

Wie die Buchstaben bald schief, bald gerade standen, wie die Zeilen bergauf und talab liefen, wie hier die Feder sich gesträubt und dort festgehaßt hatte, wie sie hier ausgeglitten war und dort sich mühsam in das Papier eing bohrt hatte, wie unter verwischten, aufgeschleckten länglichen und runden Klecksen Buchstaben, halbe Worte, ganze Worte versteckt lagen, alles das war unvergleichlich anziehender als etwa eine glatte, charakterlose Schrift.

Eben weil es echt war, von unleugbar schwielenbedeckter Hand oder – nein! – Faust mühsam hingesezt.

Habergais lächelte befriedigt und begann zu lesen.

«Us ... p ... brr ... prrauft ... ein ... r ... rh ... ruhf ... wie
t ... tohner ... hal ... wie s ... ß ... schwärth ... ke ... geklirr
un ... wa ... wah ... gen ... bral...»

.....??

«Was ist das? Was soll das sein, Matheiser?»

«Han?»

«Was das sein soll, frage ich.»

«A Liad...»

«Das ist doch ‚Die Wacht am Rhein‘!»

«Ko scho sei, daß 's a so hoast...»

«Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen mir Lieder auf-
schreiben, die Ihre Burschen singen →

«Ja, dös singan s'.»

«Das??»

«Dös singan s' fei gern!»

«Also ... Matheiser...!»

Habergais überflog die anderen Seiten, die aus Bruchstücken
erkennlichen Lieder.

Ein sehr langes. «Heul unsern König ... heul!» ein kurzes
«... im gruhnen walth is holzaurion...» und wieder «O du liber
augastien», «Ich hath einen Rahmeraten» und das letzte noch
«Das schöne land, wo meine wihge stand.» Der Rechtsgelehrte
blickte den Ökonomen durchdringend an.

«Also das sind...??»

«Dös singan s' allsammietes», sagte Hirtner treuherzig und
ohne Arg... «und derfan S' g'wiß glaab'n, Herr Dokta, daß i
mi schö plagt hab, und d' Bäurin sagt aa, mit dem Glump derfst
ma nimma komma, sagt s'...»

«Es ist recht, Matheiser, Sie haben Ihre vier Mark, gehen
Sie!»

«Und, sagt d' Bäurin, a so a spinnate Arbet, sagt s', muasß
's net glei wieda geb'n...»

«Gehen Sie, sage ich!»

«Und ... Herr Dokta ... bal 's grad gang, soll i Eahna normal a sechs'i auffschreib'n...?»

Habergais wollte heftig werden, besann sich eines Besseren und sagte mild:

«Nein, Matheiser, es genügt...»

«Alba wenn S' moanen?»

«Es genügt. Adieu!»

«S' Good, Herr Dokta!»

Der Einser

Es klopfte, und der königliche Amtsrichter Josef Amesreiter rief: «Herein!» Dann erschien unter der Türe Frau Realitätenbesitzerwitwe Karoline Zwerger. Eine hübsche, junge Frau mit angenehmen Rundungen, da, wo sie am Plage sind.

Sie führte an der Hand ein kleines Mädchen von sieben Jahren, welches verschämt zu Boden blickte.

Auch Frau Zwerger war in einiger Verlegenheit, wie das vielen Leuten geschieht, wenn sie mit Behörden in Berührung kommen. Und dann schielte der Herr Amesreiter so merkwürdig über seine Brillengläser hinaus und schaute sie ganz sonderbar an.

Vielleicht, meinte Frau Zwerger...? Aber das war ausgeschlossen.

Denn Amesreiter war ein sogenannter glänzender Jurist, hatte das Staatsexamen mit I gemacht und war sohin zeugungsunfähig.

Nein, an so etwas dachte er nicht.

Er schaute überhaupt immer so, und Frau Zwerger brauchte nicht rot zu werden.

«Also, was wollen Sie?»

Die junge Frau wollte, nicht wahr, dieses Kind also, ihr Mann nämlich war gestorben, und weil sie selber keine Kinder hatten, dieses Kind also zu sich nehmen.

Gut, oder vielmehr nicht gut. Was heißt zu sich nehmen? Was sollen diese unklaren Worte in einem klaren Rechtsgeschäfte?

Frau Karoline Zwerger wollte vermittelst der adoptio oder Wahlkindschaft, und zwar vermittelst der adoptio in specie minus plena, wozu sie nach erstem Theil, fünftes Kapitel, Paragraph elf bereits in der Geltungszeit des Codex Maximilianus Bavaricus als Weibsperson berechtigt war, an Kindes Statt annehmen die miter schienene Franziska Furtner.

Ist es nicht so?

Und wenn es so ist, Frau Zwerger, warum sagen Sie dann «zu sich nehmen»? Warum sind Sie nicht imstande, Ihrem auf Perfektion eines Rechtsgeschäfts gerichteten Willen deutlichen Ausdruck zu verleihen?

Die rundliche Frau weiß es nicht, aber sie weiß, daß dieser lange Mensch mit den vorquellenden Augen, der sie mit seiner Gelehrsamkeit anspußt, ein königlicher Richter ist, eine Respektsperson. Und darum wagt sie es nicht, sich darüber innerlich klar zu werden, daß er trotz Stellung und Gelehrsamkeit ein recht saudummer Kerl ist. Ein Viech mit zwei Haren, wie der Realitätbesitzer Nepomuk Zwerger – Gott hab' ihn selig – immer zu sagen pflegte.

Nein, sie wagte es nicht; sie beantwortete, eine Stunde lang, die blödesten Fragen, welche der Exameninseter Josef Amesreiter an sie stellte, und wenn ihr manches sonderbar erschien, dann dachte sie bescheiden, daß ihr schlichter Verstand nicht hinreiche, die geheime Weisheit zu sehen. Endlich war die adoptio minus plena fertig. Da sagte Frau Zwerger zu dem kleinen Mädchen:

«So, jetzt bedank dich auch recht schön beim Herrn Amtsrichter, und mach ein Kompliment und gib ihm dein Blumenbukettl.»

Fannerl knickte, wie man es in der Schule bei den Englischen Fräulein lernt, und streckte ihr Sträußchen dem gestrengen Herrn hin.

Es waren zwei Rosen und drei gesprenkelte Nelken.

Eine solche Thathandlung war dem Josef Amesreiter noch niemals begegnet, und er geriet in einige Verlegenheit.

Jedoch, bevor er sich besann und den Fall richtig prüfte, hatte er die Blumen in der Hand und war Frau Zwerger mit der Adoptatin verschwunden. Er ging einige Male auf und ab und überlegte. Diese Sache war nicht einfach.

Es lag eine Schenkung vor, unleugbar, eine donatio inter vivos, und überdies konnte sie als der Belohnung halber geschehen sein. Dies aber war unverträglich mit dem richterlichen Amte. Wie gesagt, Amesreiter überdachte mit juristischer Schärfe dieses Geschehnis und fand nach eifrigem Suchen den richtigen Ausweg.

Er befahl dem Schreiber, das Protokoll noch einmal vorzunehmen und diktierte.

«Nachtrag – haben Sie?»

«Nachtrag.»

«Erstens: Nach Abschluß des obigen Protokolles übergab das Wahlkind auf Betreiben der Wahlmutter dem unterfertigten Richter fünf Blumen – fünf Blumen.

«Halten Sie, was sind das für Blumen?»

«Zwoa Rosen», sagte der Schreiber, «und döß andere san Naggerln, Nölken!»

«So? So – – also schreiben Sie fünf Blumen, Komma, welche diesgerichtlich als zwei Rosen und drei Nelken bezeichnet wurden.

Zweitens: Der unterfertigte Richter nahm die obengenannten Blumen an, in der Erwägung, daß die Annahmeverweigerung das natürliche Gefühl der Dankbarkeit in dem Wahlkinde zu ersticken geeignet war.

Drittens: Fünf Blumen mit Akt an den Herrn Gerichtsvorstand mit dem Ersuchen um geneigte Rückäußerung, ob gegen die Annahme Bedenken bestehen.»

So, das war geschehen. Und der Schreiber wickelte um die Rosen und die gesprenkelten Nelken einen blauroßen Faden und legte sie zwischen die Aktendeckel, wo sie baldigst erstickten, wie alles frische Leben, das in Aktendeckel gelangt.

Josef Amesreiter aber fühlte sich in gehobener Stimmung. Er hatte gehandelt, wie man es von einem Eiser erwarten durfte.

Von einem Viech mit zwei Haren, wie der selige Herr Zwirger zu sagen pflegte.

Das Aquarium

«Was is?»

Der Ton klang sehr gereizt, in dem sich der Herr Privatier Radlkoffer an die Köchin wandte. Dabei drehte er nicht einmal den Kopf nach ihr um, sondern schaute in Erwartung auf den bald fälligen Nachmittagskaffee geradeaus auf die Wandtapete, deren Muster ihm bald dieses, bald jenes fragenhafte Gesicht vortauschte.

«Was is?»

«A Herr is drauß'n...»

«Was für a Herr?»

«Ein Jugendfreund, sagt er, is er von Ihnen...»

«A Ju-u-gendfreind!»

Eine Fülle von Mißtrauen und Abneigung klang aus der Art, wie Herr Radlkoffer das sagte.

Und er fühlte sich nun so gestört in seinem Behagen, daß er eine Viertelswendung gegen das behäbige Frauenzimmer hin machte und ihm ein sehr verdrießliches Antliß zeigte.

«Wissen Sie, was a Jugendfreund is? Wissen Sie döß? Erschtens, i hab koan, Gott sei Dank und will koan hamn, und zwoatens, a Jugendfreund is allaweil a Mensch, der was will. Verstengens mi? So oana!» Er rieb den rechten Daumen am Zeigefinger. «I kenn de Jugendfreind!»

«Ja aba...»

«Wos aba?»

«Ich kann ihn doch net fortschicken ... er is ein ganz feiner Herr...»

«Fein aa no!»

«Wenn i's Ihna sag, und nacha, er is doch überhaupts so auftreten...»

«Grüaß di Good, Simmerl! Alte Gamshaut, wia geht's da denn...?»

Der Jugendfreund hatte den Bescheid der Köchin nicht abgewartet, sondern drängte sich mit lärmender Herzlichkeit zur Türe herein.

Der Ankömmling, ein breiter Mann, nicht unähnlich seinem Jugendfreunde Radlkoffer, war wohl so gekleidet, daß er einer unerfahrenen Münchner Köchin gefallen konnte, aber ein schärferes Auge konnte an ihm Sorglosigkeiten und Schäden bemerken, die sogleich das Gegenteil von einer gesetzten Existenz verrieten.

Schon daß er ein Samtjackett trug, zeigte eine gewisse unbürgerliche Schwunghaftigkeit des Empfindens, und außerdem, Samtjackette kauft man nicht selten bei Ländlern, denen sie leichtsinnige Malergehilfen und Photographen um ein billiges lassen. Auch fehlte der zweite Knopf von unten, was trotz der flotten Art, in der sich der Flaus über der Brust wölbte, zu bemerken war.

Das Beinkleid, aus einem billigen, aber doch auffällig karierten Stoffe hergestellt, zeigte eine leise Neigung, sich unten aufzufransen.

Die Schuhe aber, diese größten Verräter des menschlichen Charakters, bewiesen vollends, daß der Jugendfreund nicht in streng behüteter Wohlhabigkeit dahinlebte. Das Leder zeigte Sprünge, die Absätze waren sehr stark abgetreten, und es war unschwer zu erraten, daß die Sohlen Löcher hatten. Füge ich hinzu, daß der Mensch einen vorne weit geöffneten, den Adamsapfel frei

lassenden Kragen trug, um den sich eine leichtfertig gebundene Cavallierekravatte schlang, dann dürfte der Kenner ahnen, daß der Herr sich einem freien Berufe, wie dem des Unterhändlers, Hypothekenvermittlers, Agenten gewidmet hatte.

Ein kaum bemerkbarer, aber eben doch bemerkbarer Rotweinflecken auf der Hemdenbrust verstärkte diese Mutmaßung, und alles in allem schien der Mann sogleich die Meinung Radlkoffers von Jugendfreundschaft zu bestätigen.

Dieser hatte sich keineswegs lebhaft von seinem Lehnstuhle erhoben und sagte in unsicherem Tone:

«I weiß net, mit wem ich die Ehre habe...»

«Göi Ehre! Da balst net gehst!» rief der joviale Fremde ungestüm aus. «Seit wann bist denn du so g'schwooll'n, alter Bazi? Kennst vielleicht an Wimmer Schorschl nimma?»

«An Wi...?»

«Ja! Tua no net a so! An Schorschl vo Littmoning, mit dem's d' auf d' Lumperei ausganga bist! Bia mei Bata no d' Brauerei g'habt hat ... in da junga Zeit! Bia ma no lusti war'n...»

«Ah so, ja ... der Schorsch...»

Die Köchin, welche nun die Bekanntschaft in Fluß geraten sah, entfernte sich höflich knicksend, und Radlkoffer stand jetzt mutterseelenallein der Wiedersehensfreude seines Jugendgespielens gegenüber.

Die weitverbreitete Meinung, daß einer, der mit Wünschen naht, ein bedrücktes Gemüt zeige, jener aber, der zu gewähren hat, sich in weltmännischer Sicherheit bewege, ließ sich hier ganz und gar nicht vertreten.

Denn Radlkoffer zeigte in Sprache und Gebärde Verwirrung und Niedergeschlagenheit, während Wimmer sich immer prächtiger entfaltete und sichtlich die Oberhand hatte.

«No, was machst d' denn allawei?» fragte er so breit und natürlich, als hätte er schon eine Guttat für seinen Freund in der Tasche. «Was machst d' denn allawei? Mir natürli! Privatisie-



ren halt! Net wahr? Coupon schneid'n, recht gut fress'n und schlafa, gel?»

«O mei!» seufzte Radlkoffer, «mit dem Couponschneid'n...»

«Nur net laugna! I kenn deine Verhältniss', mei Liaba!»

«Meine...?»

«Jarvoi! Du hockst mitt'n drin im Schmalzhafa, mei Liaba!»

«O mei...! Heutz'tag...»

«Wos nacha? Wos brauchst di du z' kummern um heutz'tag?»

«Dei Schaar schneid't an Coupon, und firtil! Net?»

«Geh, hör auf mit meine Coupon!»

«I höret scho auf, bal i no amal o'fanga derfat! Ha ... ha ... ha...!»

Wimmer lachte sehr herzlich über seine glückliche Wendung und legte seine Hand liebevoll auf die Schulter des immer säuerlicher blickenden Freundes.

«Ja, so geht's!» sagte er, «oder oa hat's, und der ander hat's net. Übrigens, daß i net vagiß, gel, mit der Hellerwies'n hab i dir koan schlecht'n Rat net geb'n?»

«Wann hast du mir an Rat geb'n?»

«Geh! Simmerl!»

«I siech di do heut 's erstmal seit dreißig Jahr und...»

«Geh! Schneid o, alta Fuchs!»

«Iß net wahr? Wann hamm mir ins amal g'seh'n?»

«G'seh'n! Wer red't denn von g'seh'n?»

«Wann du sagst, an Rat...»

«G'schrieb'n! Net g'seh'n hab i di, aba g'schrieb'n hab a da!»

«Du – mir?»

«I dir, jarvoi! Hätt'st du vielleicht mei Kart'n net kriagt...?»

«Auf da Stell soll i tot umfall'n...!»

«Jetzt schau mir nur oana so an o'draht'n Spigbuam o! Sagt er, er hat nix kriagt...»

«Hab i aa net!»

«Ha ... ha!» lachte Wimmer, der alles jovial aufzufassen

schien, und holte aus der Brusttasche ein dünnes, ziemlich abgegriffenes Notizbuch heraus.

«Was willst d' denn?» fragte Radlkoffer recht unbehaglich.

«Zeit lass'n ... Zeit lass'n!» beschwichtigte der Freund, neigte den Finger und blätterte ohne Hast in seinem Buche.

«Hamm ma's scho! Da steht's! Am sechsundzwanzigsten hujus, dös is also Abril neunzehnhundert ... wart amal, neunzehnhundert simmi ... am sechsundzwanzigsten hujus ge – geschrieben – an Simon Radlkoffer ... betreff ... Hüllermiese. Selben ... dös bist also du, net? – selben notifiziert ... hast d' g'hört? ... notifiziert betreff Ankaufes betreffender Wiese...»

Wimmer sah von seinem Buche weg auf den Jugendfreund hin und blinzelte ihn bedeutungsvoll an.

«Jega! Hab i di, Manndei, gel? Da stehst d' halt drin!»

«Was geht denn mi dei Büachi o? Du kost ja in dei Büachi neischreib'n, was d' magst! Was pfeif da denn i auf dei Büachi!»

«Oho ... ho...! Nur net glei so grimmi! Du tuast scho, als wenn i um an Schmu kam zu dir. Ma sagt ja bloß, weil's wahr is, net wahr? Koan Schmu will i ja net!»

«No also!» sagte Radlkoffer etwas erleichtert, «aba jekt sag i's nomal, i hab von dir koa Kart'n und koan Briaf und überhaupts nix kriagt, und wennst d' heut net kemma waarst, wisset i überhaupts nix vo dir...»

«Ja, so waarst du scho und vergessast dein best'n Freind... Alba no ... bals d'as du sagst, na werd halt am End d' Post mei Kart'n valor'n hamm...»

Er blinzelte ihn wiederum vielsagend an und bezeugte damit die ganze Unmöglichkeit einer solchen Annahme und sein gründliches Wissen von der Schlaubeit des andern.

«Alba», fuhr er fort, «an schön Profit muaßt obag'schnitt'n hamm vo dem Bauplag?»

«Lebt eigentli dei Bata no?» fragte Radlkoffer.

«Mei Bata? Na, der is do scho zehn Jahr tot...»

«Zehn Jahr!» wiederholte Radlkoffer fast tiefsinnig, als wäre dieser Umlauf von Zeit recht bedeutsam. «Zehn Jahr! Jetzt da schau her!»

«Es kinnan aa elfi sei», sagte Wimmer. «Ala sag amal, an schön Profit muaßt do scho obag'schnitt'n hamm...»

«Was hot eahm eigentli g'fehlt?»

«Wem?»

«Dein Bata...»

«Ah so! No, ja, da Schlag hatt 'n halt troffa...»

«Da Schlag?»

Radlkoffer fragte so teilnehmend, als wäre hier eine äußerst seltene Anhäufung von Unglück zu bedauern.

«G'stroaft, un drei Tag danach tot g'wen», sagte Wimmer hastig, um aufs rechte Thema zu kommen. «Gel, an Quadratschuah hast du um zwoa Mark vierzgi kafft...?»

«Wo was?»

«Jessas, fragt der! Wo da Hellerwies'n halt!»

«Jetzt kimmst d' scho wieda mit dem Glump!»

«Ma red halt ... net? Gel, zwoa Mark vierzgi?»

«Was woaß denn i!» sagte Radlkoffer verdrießlich. «Dös hab i scho lang vageß'n. Gott sei Dank! Ma hat a so nix, als wia lauta Verlust.»

«Walust!» Wimmer zog sich einen Stuhl her und setzte sich, um sich gründlich über diesen gewaltigen Spasß auszulachen. «An Walust hat er! Ho ... ho ... ho ... ho! Jetzt schaug da grad so an Spißbuamhäuptling o! Walust! Ho ... ho ... ho ...»

«Dös is gar net zum Lacha.»

«Net?» fragte Wimmer mit nassen Augen. «Es eppa zun Woana? Walust! Ho ... ho! Na, paß auf, Schorschl, red amal g'scheidt, du host'n vakafft um fünf Mark sechzgi, dös san drei Mark zwanzgi für'n Quadratschuh...»

«S mag nix mehr hör'n vo dem...»

«Tuat's da weh?»

«Weil i überhaupts koa Gedächtnis hab für so was, und überhaupts, weil i froh bin, wann i nix hör davo...»

«Wo dem Balust...?»

«Jest vazähl amal! Hat dei Bata...»

«Der is ei'grab'n, vastehst? Da Herr schenk eahm de ewig Ruah, und du ko'st as eahm aa lass'n ... jest paß auf, i muaß da was sag'n...»

«Was muaßt du sag'n?»

«An Eröffnung will i dir macha ... vastehst? Hocß di no amal hi...»

«I steh liaba», sagte Radlkoffer.

«Wia's d' willst ... jest paß auf ... sag 'n ma, du hast am Quadratschuah drei Mark zwanzgi profitiert...»

«Geh!»

«No ja, angenommen. Es ko ja aa mehra sei, aba mir sag'n drei Mark zwanzgi ... und fufßgtausend Quadratschuah san's g'wen...»

«Herrschaft!»

«Es tuat da grad woi, Simmerl, wennst an solchen Profit nomal übaschlagst ... san hundertfufßgtausend ... wart amal... zwanzg Pfennig mal ... san ... san ...»

«Jest sag da'r i was ... Wimmer!»

«Was sagst d' ma?»

«Es war ma liab und angenehm, daß d' mi nach so langa Zeit wieda aufg'suacht hast, aba du derfst ma's net übinehma, i muaß heut ...»

«Nix!» sagte Wimmer mit einer Bestimmtheit, gegen die es keinen Widerspruch gab. «Nix muaßt d', mei Liaba, als wia döß hör'n, was da i sag.»

«Aba i muaß...»

«Na, sag i, da bleibst und machst d' Ohrwascheln auf ... es is lauta Schön's, was d' z' hör'n kriagst, und es is dei Profit...»

«I will koan Profit...»

«Bst! Ruhe und staad sei! Also paß auf ... Zwanzg Pfening hamma g'sagt mal fufzgi ... san nomal zehntausend Mark ... also siehst ... wie r' a da g'sagt hab, koan Schmu will i durchs aus net hamma, scho weg'n da Freundschaft net, obwohl daß i dir den Raaf varrat'n hab...»

«Net wahr is!»

«Sag'n ma: varrat'n hätt, für den Fall, daß de Post net ausnahmsweis' g'rad de Kart'n valor'n hätt ... aba, wie g'sagt, bei an Jugendfreind nimmt ma koan Schmu ... aber oa G'fälligkeit is de ander wert ... dös muast d' do selm sag'n...?»

«I sag' gar nix...»

«Weil's selbstvständli is, net wahr ... Also Sinnerl, siehst ... i hab a G'schäft in Aussicht ... a G'schäft, sag a da ... im Jahr achttausad Mark Einkomma ... vastehst ... Einkomma...»

«I vasteh di scho...»

«Die Sache ist...» Wimmer sprach bereits hochdeutsch, als er dieses anscheinend oft und auch mit Gebildeten berührte Thema vortrug... «Die Sache ist nämlich folgendermaßen. Von absolut sicherer Seite, die wo einen Zweifel auf sich nicht zuläßt, wo also jede Mutmaßung absolut und durchaus ausgeschlossen erscheint, von dieser Seite also habe ich unter der Hand erfahren, mit strengster Diskretion ... verstehst, Sinnerl...?»

Sinnerl verstand ihn durchaus und sah, so ängstlich er sich umfah, kein Entrinnen...

Es gab eine lange Geschichte, es gab eine zusammengeschwindelte Geschichte, und am Schluß einen Pumpversuch, und wenn man nein sagte, fing die Geschichte von vorne an und hörte nicht mehr auf, und wenn man ja sagte, war das Geld hin ... und es gab kein...

Sinnerls Blick fiel auf sein Aquarium, in welchem sich blitzende Goldfische hinaufschleunten und wieder herunterschossen und so fröhlich waren, wie harmlose Geschöpfe, die nie jemand anpumpt...

«Also von dieser durchaus authentischen Seite, die wo auch

unter der Hand sich jederzeit Informationen verschaffen kann und gewissermaßen selbst die Hand dabei im Spiel hat ... verstehst, Simmerl...?»

Ein rettender Gedanke kam über den Jugendfreund. Er stellte sich mit dem Rücken gegen das Aquarium, breitbeinig und heuchelte plötzlich Interesse.

«Der wo also selber...?» fragte er.

«Der wo selbst die Hand im Spiele hat und auch von dritter Seite...»

Radlkoffer tauchte an, – ein Klatsch und ein Klirren, das Aquarium war umgefallen, die Fische zappelten...

«Jessas, meine Fisch! Kesi! Kesi! Jessas, de wern ja allsamt hi! Kesi!»

«Tua's halt g'schwind in d' Waschschüssel! Also paß auf...»

«Dös is wahr! In d' Waschschüssel...»

Radlkoffer stürzte hinaus ... schlug die Türe zu ... und schrie der Kesi, die eiligst aus der Küche kam:

«An Haf'n mit Wasser! Da tuast d' Goldfisch nei! D' Goldfisch lieg'n am Bod'n! Und...» Radlkoffer flüsterte das mit blitzenden Augen, «... dem Kerl da drin, dem feina Herrn da drin sagst, i bin furt um a neu's Aquarium ... und schmeißt 'n raus ... und no mal wenn a Jugendfreund rei'lass'n werd ... nacha!!...»

Der Kohlenwagen

Ein großes schwer beladenes Kohlenfuhrwerk fuhr auf dem Tramwaygeleise, als eben ein Wagen der elektrischen Straßenbahn daher kam.

Der Rutscher des Kohlenfuhrwerks sagte: «wüßt, ahö, wüßt» und fuhr so langsam aus dem Geleise, als wäre die elektrische Bahn nur eine Straßenwalze.

Er bewerkstelligte auch, daß er gerade noch mit dem hinteren

Rade an den Wagen stieß. Das Rad brach, und der Kohlenwagen senkte sich krachend mitten in das Geleise.

«Du Kammel, du g'scheerter, kannst net nausfahren?» schrie der Kondukteur.

«Fest nimma, du Rindviech!» antwortete der Kutscher. Und er hatte ganz recht, denn eine Kohlenfracht kann man nicht auf drei Rädern wegbringen.

Der Kondukteur legte dem Fuhrmanne noch einige Fragen vor. Ob er glaube, daß er das nächste Mal aufpassen wolle; ob er vielleicht nicht aufpassen wolle, und ob noch ein solcher dummer Kerl Fuhrmann sei.

Dies alles brachte den Kutscher nicht aus seiner Ruhe.

Er stieg ab und stellte fest, daß das Rad vollständig kaputt sei. Und da er infolge dieser Tatsache die Meinung gewann, daß sein Aufenthalt von längerer Dauer sein werde, zog er die Tabakpfeife aus der Tasche und begann zu rauchen.

Erst jetzt faßte er den Kondukteur näher ins Auge, und als er ihn genug besichtigt hatte, erklärte er dem sich ansammelnden Publikum, daß er nicht aufpasse, weder auf die Tramway, noch auf den Kondukteur.

Und dann lud er die Aktiengesellschaft, sowie deren sämtliche Bedienstete zu einer intimen Würdigung seiner Rückseite ein.

In diesem Augenblick drängte sich ein Schußmann durch die Menge und stellte sich vor den Wagen hin.

«Was gibt's da? Was ist hier los?» fragte er.

«A hinters Radl is los», sagte der Kutscher.

«So? Das wer'n wir gleich haben», erwiderte der Schußmann, und ich glaubte, daß er ein Mittel angeben wolle, wie man umgestürzten Wägen am schnellsten auf die Räder hilft.

Der Schußmann zog ein dickes Buch aus der Brusttasche, öffnete es und nahm einen Bleistift heraus, der an dem Deckel steckte.

Während er ihn spitzte, kam wieder ein elektrischer Wagen an-

gefahren. Der Lenker desselben machte großen Lärm, als er nicht vorwärts konnte, und der Schaffner blies heftig in sein silbernes Pfeifchen.

«Was ist denn das für ein unverschämtes Geseife? Wollen S' vielleicht aufhören zu feifen?» fragte der Schugmann und blickte den Schaffner durchdringend an, während er den Bleistift mit der Zunge naß machte.

«So», sagte er dann, indem er sich wieder zu dem Rutscher wandte, «jetzt sagen Sie mir, wie Sie heißen tun.»

«Matthias Röchelbacher.»

«Mat-thi-as Röchel-bacher. Wo tun Sie geboren sein?»

«Han?»

«Wo Sie geboren sein tun?»

«Z' Lauterbach.»

«So? In Lau-ter-bach. Glauben S' vielleicht, es gibt bloß ein Lauterbach? Wollen S' vielleicht sagen, wo das Höft ist? Tun S' ein bisschen genauer sein, Sie!»

Inzwischen hatte sich die Menge, welche den Wagen umstand, immer mehr vergrößert.

Ein Herr in der vordersten Reihe untersuchte mit sachverständiger Miene den Schaden. Er bückte sich und sah den Wagen von unten an; dann ging er vor und faßte die lange Seite scharf ins Auge, und dann bückte er sich wieder und klopfte mit seinem Stocke auf die drei ganzen Räder. Und dann sagte er, es sei bloß eines kaputt, und wenn es wieder ganz wäre, könne man sofort wegfahren.

Die Umstehenden gaben ihm recht. Ein Arbeiter sagte, man müsse versuchen, ob man den Wagen nicht wegschieben könne. Er spuckte in die Hände und stellte sich an das hintere Ende des Wagens. Dann sagte er: «Oh ruck! oh ruck!» und schüttelte den Wagen, und spuckte immer wieder in seine Hände, bis ihn die Schugleute zurücktrieben. Diese entwickelten jetzt eine große Thätigkeit. Sie gaben acht, daß die Zuschauer sich anständig be-

nahmen und in einer geraden Linie standen. Das war nicht leicht. Wenn sie oben fertig waren, drängten unten die Neugierigen wieder vor, und deshalb liefen sie hin und her und wurden ganz atemlos dabei.

Noch dazu mußten sie achtgeben, daß jeder Schutzmann, der hinzukam, seinen Platz erhielt, wenn ein Vorgesetzter erschien, mußten sie ihm alles erzählen, und wenn ein neuer Tramwaywagen daherfuhr, mußten sie dem Kondukteur einschärfen, daß er nicht durch die anderen Wagen durchfahren dürfe.

Ich weiß nicht, wie die Sache ausgegangen ist, weil ich nach zwei Stunden zum Abendessen gehen mußte. Aber ich las am nächsten Tage mit Befriedigung in den Blättern, daß der Polizeidirektor, der Minister des Innern und unsere zwei Bürgermeister am Plage erschienen waren.

Eja --!

Eine bunte Gesellschaft, wie sie die Sommerfrische zusammenführt, saß im Postgarten zu Binswang und freute sich des schönen Abends und führte kluge Gespräche über dies und das. Alle Anwesenden vorzustellen, wäre ermüdend, denn es waren zwei lange Tische, an denen in dichter Folge Männer und Frauen saßen, und es genüge hier zu sagen, daß ein Kommerzienrat Diestelkamp aus Barmen, wie auch ein Landgerichtsdirektor Höfeler aus Fürth und ein pensionierter Hauptmann darunter waren und dem Kreise das Gepräge der besseren Gesellschaft verliehen.

Auch das bedeutende oder interessante Element fehlte nicht, da am Vormittage der bekannte Schriftsteller Harry Mertens eingetroffen war, dessen lyrische Gedichte und Versdramen nicht erst hervorgehoben werden müssen.

Er saß neben seiner Frau, die ihn an Stattlichkeit bei weitem übertraf, denn er war eine kleine semmelblonde Erscheinung mit

Kreisrunden blauen Augen und einem merkwürdig entsagungsvollen Lächeln um den süßen Dichtermund, während sie einen heftig arbeitenden Busen und pralle Arme und ein Doppelfinn hatte.

Die Gesellschaft würdigte vollkommen die Ehre, mit einem gedruckten, besprochenen und aufgeführten Genius unseres Volkes an einem Tische zu sitzen, und nicht nur waren es die Damen, welche mit leuchtenden Augen an ihm hingen, sondern auch die Herren Diestelkamp und Höfler legten eine mit Neugierde vermischte Ehrerbietung an den Tag.

Man hatte unmittelbar nach Mertens' Ankunft nicht geahnt, mit wem man es zu tun hatte, und Frau Mertens hatte nicht früher als beim ersten Mittagmahl Gelegenheit gefunden, solche Bemerkungen hinzustreuen, welche allgemeine Aufklärung verschafften, indem sie laut nach einer Zeitung rief und den Semmelblenden fragte, ob nichts von ihm oder über ihn darin stünde. Sie wiederholte die Frage, schlug die stark rauschenden Blätter hastig um, überflog das Gedruckte und sagte, daß zu ihrer Verwunderung keine Notiz zu finden sei.

Sie beruhigte sich erst, als die Pfeile saßen und von den Nebentischen forschende Blicke ihren Mann streiften, der seine Suppe aß und sich apathisch wie ein dem Publikum vorgezeigter Menagerielöwe verhielt.

Frau Mertens warf zwischen Rindfleisch und Mehlspeise und zwischen Mehlspeise und Kaffee noch mehrmals die Angel aus, und als man sich erhob, biß Frau Direktor Höfler an und erhielt auf schüchterne Fragen eine erschöpfende Belehrung über das Stück Literaturgeschichte, welches der Zufall in ihren Kreis geworfen hatte.

Am Abend war dann alle Welt so unterrichtet, daß sie dem Dichter Bewunderung zeigen und Kenntniß seiner Werke heucheln konnte.

«Woher nehmen Sie Ihre Stoffe?» fragte Landgerichtsdirek-

tor Höfler, der hier zum ersten Male einen Genius inquiren konnte und entschlossen war, das Wesen der Schriftstellerei zu zerlegen. «Bietet sich Ihnen der Stoff, wenn ich so sagen darf, zufällig dar, oder erfassen Sie durch einen Willensakt die Materie, der Sie dann poetische Form verleihen?»

«Ja...» sagte der Dichter.

«Ich meine, gehen Sie mit Überlegung und Absicht an das Objekt heran, oder drängt es sich unabhängig und gewissermaßen fertig Ihrem subjektiven Empfinden auf, oder...»

«Ja...» sagte der Dichter.

«Oder», wiederholte Höfler mit erhobener Stimme, denn er liebte es nicht, unterbrochen zu werden, «oder ist die Produktion in ihrem ersten Stadium ein von den den Willen bildenden Momenten unabhängiger Vorgang Ihrer Phantasie, welcher dann erst in seinem späteren Verlaufe in den Bereich Ihrer geistigen Machtsphäre gelangt und so Ihrem formenden Verstande unterworfen wird?»

«Er macht alles mit der Phantasie», warf Frau Mertens ein, «er sitzt oft den ganzen Tag da und hat bloß Phantasie im Kopf; und dann kann man mit ihm reden, was man will, – er hört einen nicht.»

«Das wäre also ein passiv empfangender Vorgang, der zeitlich dem aktiv gestaltenden vorausgeht», bestätigte Direktor Höfler und sammelte zustimmendes Kopfnicken ein, indem er die Tafel entlang blickte.

«Ich denke es mir furchtbar interessant», sagte Frau Kommerzienrat Diestelkamp, «wie so eine Dichtung entsteht; das muß zu spannend sein! Was hat man da nun eigentlich für ein Gefühl dabei?»

«Ja...» sagte der Dichter.

«Das kann ich Ihnen ganz genau sagen, was wir da für ein Gefühl haben», warf wiederum Frau Mertens ein. «Zuerst, wenn wir anfangen, ist es sehr nett, weil man sich darauf freut, und

dann in der Mitte wird es traurig, weil es oft nicht geht, aber dann, wenn es herausen ist, sind wir wieder froh.»

«Ich kann mir das sehr gut vorstellen», meinte Frau Diestelkamp, «zuerst und dann...»

«So daß wir gewissermaßen drei Momente der aktiven Gestaltung unterscheiden», warf der Direktor in erklärender Weise ein, «der von Hoffnungen getragene Beginn, das behinderte Werden und die Erleichterung der Vollendung.»

«Ja, ich bin immer erleichtert, wenn er es herausen hat, denn Sie glauben nicht, was man als Frau dabei aussteht. Beim zweiten Akt ist es am ärgsten, weil man da immer stecken bleibt. Beim ersten hat er noch Appetit und schläft gut und hat auch seinen regelmäßigen Stuhlgang. Sie entschuldigen, wenn ich das erzähle...»

«Aber ich bitte Sie, es ist ja so interessant», unterbrach hier Frau Diestelkamp die lebhafteste Dichtersgattin, welche sogleich fortfuhr: «Ja, beim ersten Akt ist alles in Ordnung, aber sowie der zweite angeht, ist er weniger und wacht mitten in der Nacht auf und verliert seine Regelmäßigkeit und verändert sich überhaupt. Ich kenne es sofort, wenn der zweite Akt angeht, und ich sage dann zu meiner Köchin, daß sie leicht verdauliche Speisen kocht, und daß mir immer Kompott auf den Tisch kommt, und ich lasse ihn dann auch fleißig Hunyadiwasser trinken, bis wir den zweiten Akt herausen haben, denn der dritte geht schon wieder viel leichter. Er kriegt dann eine bessere Gesichtsfarbe und schwitzt auch nicht mehr so stark in der Nacht.»

«Also die Lösung des Knotens gestaltet sich weniger schwierig, Herr Mertens?» wandte sich der Direktor an den Mann, der sich teilnahmslos erklären ließ.

«Ja...» antwortete dieser und schnitt an seinem Kettich weiter.

Seine Frau aber ließ den Faden nicht aus der Hand gleiten.

«Der dritte Akt geht auch viel schneller. Wir haben höchstens

vierzehn Tage Arbeit damit. Heuer, beim ‚Barbarossa‘ haben wir drei Wochen gebraucht, weil eine Szene vorkam, wo sich alles reimen mußte. Ich habe es ihm gleich gesagt, daß wir stecken bleiben; aber es war eine Liebeserklärung, und da hat er es so im Kopf gehabt. Ein paar Tage hat es gefährlich ausgesehen, und meiner Köchin ist es auch aufgefallen. Sie hat mich gleich gefragt: ‚Was hat denn der gnä‘ Herr? Es wird doch um Gottes willen nicht schon wieder einen zweiten Akt geben?‘ ‚Mein‘, sagte ich, ‚Lina, den haben wir dieses Jahr glücklich hinter uns, aber es muß sich vier oder fünf Seiten voll reimen, und Sie können ja für morgen eine Eierspeise mit Pflaumenmus richten, und wenn es dann noch nicht besser wird, wollen wir schon sehen.‘ Aber zum Glück waren dann am andern Tag die Verse herausien, und es ging wieder von selbst.»

Die Frauen der Tafelrunde hatten mit großem Ernste zugehört und nickten nun verständnisvoll mit den Köpfen.

«So lebt man doch eigentlich als Frau die Werke seines Mannes mit!» unterbrach Frau Direktor Höfler das kurze Schweigen.

«Ich kann es mir so gut vorstellen!» sagte Frau Kommerzienrat Diestelkamp.

«Sie dürfen mir glauben, daß ich als Frau meinen Kopf beisammen haben muß, wenn er dichtet.»

Frau Mertens zeigte bei diesen Worten auf ihren Gatten, der kindlich lächelnd seinen Nettiich einsalzte. «Ich muß an alles denken, und mich trifft es viel härter wie ihn. Er sitzt einfach in seinem Zimmer und schreibt, aber ich habe die Haushaltung und muß genau achtgeben, daß wir noch waschen und reinemachen, vor der zweite Akt angeht, denn dann ist keine Zeit mehr zu so was, und es muß gut eingeteilt werden. Wie wir den ‚Perikles‘ gedichtet haben, sind wir mit dem Stöbern gerade noch drei Tage in den zweiten Akt hineingekommen, und ich kann Ihnen bloß sagen, ich möchte das nicht wieder erleben, und ich habe auch beim

„Theodorich“ eine zweite Zugeherin genommen, daß wir nur ja schnell fertig geworden sind.»

«Wie interessant!» rief Frau Diestelkamp aus, «es wird einem alles so näher gebracht. Ich habe bis jetzt gar keine rechte Vorstellung gehabt, wie es wohl in Dichtersfamilien ist, und nun verstehe ich manches.»

«Sie müssen aber trotzdem sehr glücklich sein», fügte Frau Höfler hinzu. «Als Gattin eines Dichters! Ich stelle mir das entzückend vor.»

«Ich möchte mit niemand tauschen», erwiderte Frau Mertens, «ob schon manches vorkommt, was einem Sorgen macht. Denken Sie sich, wir haben fünfzehn Jahre lang romantisch gedichtet, und jetzt geht das nicht mehr, und wir müssen modern schreiben, oder realistisch, wie man auch sagt. Das ist ein Schlag, kann ich Sie versichern! Mein Mann wollte noch immer nicht, aber was kann man gegen die Kritiker machen?»

«Erlauben Sie mir die Bemerkung, gnädige Frau, daß ich da ganz auf Seite Ihres verehrten Gemahls stehe», rief Herr Diestelkamp, «wir wollen gerade in unserer nüchternen Zeit die Romantik nicht missen, und wir suchen bei unsern Dichtern die herrliche Quelle der... den... den Ritt in... ich wollte sagen, wir wollen immer noch einen Trunk aus der romantischen Quelle schlürfen.»

«Es geht nicht», sagte Frau Mertens mit einer Schärfe, die erraten ließ, daß man hier auf ein eheliches Streitthema gekommen war; «es geht durchaus nicht. Das nächste Stück muß er modern schreiben. Ich will nicht, daß die Zeitungen noch einmal von veralteter Manier schreiben, oder daß die Frau Mathusius die Nase rümpft, wenn sie mir begegnet, weil ihr Mann schon dreimal hochmodern gedichtet hat.»

«Aber die romantische Muse Ihres Mannes wird sich dagegen sträuben», sagte Direktor Höfler.

«Sie hat sich gesträubt», rief die streitbare Frau und blickte

dabei mit einiger Strenge auf ihren Mann, der den endlich weinenden Nettich aß; «sie hat sich allerdings gestraußt, aber das ist jetzt vorbei. Ich muß es auch aushalten, und wenn es noch schlimmer wird bei den zweiten Akten.»

«So geben also auch Sie den Ritt ins alte romantische Land auf?» fragte Diestelkamp, der sich nun auf das Zitat besonnen hatte, mit starkem Pathos.

«Ja...» antwortete der Dichter.

Die Sau

Eines Tages begab es sich, daß die Sau des Gütlers Peter Salvermoser auf die Wanderschaft ging und durch den Zaun in das benachbarte Anwesen des hochwürdigen Herrn Pfarrers gelangte.

Sie nahm ihren Weg über die Blumenbeete, wobei sie achtlos Hyazinthen und Krokus in die Erde trat und auch mehrere Zentifolien knickte.

Nicht weniger roh benahm sie sich auf den Gemüsebeeten. Sie zog solange Salatstauden aus dem Boden, bis sie den Geschmack derselben als unzulänglich erkannte; hierauf fraß sie verschiedene Sorten Monatrettiche und wollte eben untersuchen, ob in der tiefer gelegenen Erdschichte noch etwas Genießbares gedeihe, als sie von Fräulein Kordelia Furtwengler bemerkt wurde.

Diese war Köchin und Vorsteherin der pfarrlichen Haushaltung. Eine robuste Person mit gut entwickelten Formen und von resolutem Gebaren.

Sie griff ohne langes Besinnen nach einem handlichen Stecken und eilte zornig hinaus, um den frechen Eindringling zu treffen.

Da sie aber, wie alle Frauenzimmer, in den eigentlichen Kriegslisten wenig bewandert war, hub sie zu früh das Feld-

geschrei an, so daß der Feind ihr Nahen von weitem bemerkte und rechtzeitig die Flucht ergreifen konnte.

Auf derselben richtete die Sau erhebliche Verwüstungen an, da sie das Loch im Zaune nicht allsogleich fand, sondern erst in mehrerem Hin- und Herlaufen suchen mußte.

Während sie ärgerlich grunzend heimkehrte, besah Fräulein Kordelia den Schaden und jammerte in so lauten Tönen, daß der hochwürdige Herr seine Morgenandacht unterbrach und sich nach der Ursache der frühen Störung erkundigte.

Beim Anblicke des Geschädigten wurde die Köchin von Rührung übermannt, und sie konnte nur mühsam unter verhaltenem Schluchzen das Geschehnis berichten.

Der Pfarrer vernahm es mit ersichtlichem Mißvergnügen. Zunächst, weil er selbst ein Freund der eßbaren Gartenfrüchte war, dann aber, weil die Missetäterin gerade dem Peter Salvermoser gehörte. Mit diesem hatte es seine eigene Bewandtnis.

Er war im Pfarrhose übel angeschrieben als Freigeist und lauer Christ, der im Wirtshause nicht selten über kirchliche Einrichtungen böse Reden führte; ja, es war ruchbar geworden, daß er über die Korpulenz des hochwürdigen Herrn einige unflätige Wiße gemacht hatte.

Auch als Nachbar benahm er sich gröblich und drohte in geringfügigen Dingen mit Gericht und Advokaten.

Darum beschloß der Pfarrer, in diesem Falle von der christlichen Langmut abzusehen und auf vollen Ersatz des Schadens zu dringen.

In dieser Absicht ließ er vom Bürgermeister einen Sühneversuch anstellen und erschien selbst, um seine Beschwerde vorzutragen. Er tat es mit vielem Nachdruck und hätte wohl auch die meisten Pfarrkinder überzeugt, allein auf Salvermoser machten seine Worte keinen Eindruck. Peter war ein Mann von rauhen Sitten, dem der Kampf des Lebens wenig Respekt vor der Obrigkeit belassen hatte; überdies las er täglich die Zeitung und wußte deshalb mehr als mancher andere.

«I zahl durchaus gar nix», sagte er, «indem daß i meiner Sau des net ang'schafft hab'».

«Auf diesen Einwurf war ich gefaßt», erwiderte der Pfarrer, «allein man haftet auch für den Schaden, den eines Haustier bestätigt. Also will es das Gesetz.»

«Wos?» schrie Peter mit gehobener Stimme, «wo steht dös? Des gibt's gor it, daß so was g'schrieben is. Uba i kenn mi scho aus. Der Adel und die Geischtlichkeit ham 's Gsesz allemol no so draht, wia s' as braucht ham.»

«Du muast net so reden», mischte sich der Bürgermeister ein, «mir san net do zum Streiten, sondern zum Vergleich.»

«I brauch koan Vergleich. I zahl durchaus gar nix. Wann der Herr Pfarrer was will, nacha soll er mei Sau verklag'n.»

«Salvermoser», fiel hier der Diener Gottes ein, «deine Worte sind roh und verraten ein böses Gemüt.»

«Soo? Do war mi schlecht, bal mi net zahlt, wos da Herr Pfarra gern möcht! Des glaab i gar net, daß Sie dös sagen derfa. I zahl meine Steuern so guat wia der Adel und die Geischtlichkeit! Des muas i wissen, ob Sie des sagen derfa, Herrschaft Sternsakrament!»

Jetzt bedeckte der Geistliche sein Haupt und sprach im Gehen zu dem Bürgermeister: «Es sei ferne von mir, hier noch länger zu weilen! Ihr sehet selbst, daß gültige Worte an dem Frevler verschwendet wären.»

Dann begab er sich stehenden Fußes an die Bahn und fuhr nach München, woselbst er den Rechtsanwalt Samuel Rosenstock aufsuchte.

Derselbe war ein vortrefflicher Jurist und mit allen Geheimnissen der Streitkunst gar wohl vertraut. Er nahm sich des Prozesses mit Freuden an und begann ihn sofort durch eine spitzfindige Klage, worin er ausführlich darlegte, daß der beklagtische Gütler für das Benehmen seiner Sau voll und ganz einzustehen habe.

Allein auch Peter Salvermoser fand den Advokaten, welchen

er suchte, und dieser sagte in allem das Gegentheil von dem, was Samuel Rosenstock behauptete.

So kam es, daß sich der Prozeß in die Länge zog und die Gemüther der Streitenden sich immer mehr erhitzten.

Sie führten auch außerhalb der Gerichtsschranken einen erbitterten Krieg gegeneinander, und der Pfarrer sah sich gezwungen, des öfteren von der Kanzel herunter seine Pfarrkinder eindringlich zur Tugend und Frömmigkeit anzuhalten, auf daß sie nicht würden wie Peter Salvermoser.

Dieser hingegen tat seinem Feinde Abbruch, wo er nur konnte. Er verminderte heimlich die Anzahl der pfarrlichen Hühner und Enten, er streute vergifteten Weizen in den Taubenkobel des hochwürdigen Herrn und sorgte dafür, daß die Forellen in dem Fischkälter des Wassers entbehrten.

Auch die tugendsame Kordelia Furtwengler wurde in Mitleidenschaft gezogen. Ihre Lieblingskaze verschwand auf räthselhafte Weise, und niemand im Dorfe glaubte an den natürlichen Tod des treuen Tieres. Sie selbst wurde gröblich beschimpft von Anna Maria Salvermoser, Ehefrau des mehrgenannten Gütlers, als sie mit derselben im Bäckerladen zusammentraf. Sie erfuhr hiebei, daß sie eine wampete Loas sei und noch mehreres andere aus dem Sprachschätze unseres Volkes.

So dauerte der Krieg in heftiger Weise fort, bis endlich das Gericht nach zwei Jahren genügendes Material gesammelt hatte, um zu einem Erkenntnisse zu gelangen. Es verkündete nunmehr, daß die Sau nicht in den Garten gekommen wäre, es hätte denn der Zaun nicht ein Loch gehabt. Hiesfür träfe niemanden das Verschulden, als den Eigentümer des Zaunes.

Und damit hatte der Pfarrer den Prozeß verloren. Viele wunderten sich darüber, am meisten Samuel Rosenstock.

Als die Kunde von den Geschehnissen in das Dorf gelangte, überkam ein tiefer Ingrimm den hochwürdigen Herrn. Er begab sich in die Küche zu Kordelia Furtwengler und erklärte der

Erstaunten die ganze bodenlose Schlechtigkeit unseres Staatswesens.

Nicht so Peter Salvermoser. Dieser gewann Vertrauen in die Einsicht der von Gott gesetzten Obrigkeit und freute sich in seinem schlichten Gemüte.

Der Vertrag

Der königliche Landgerichtsrat Alois Eschenberger war ein guter Jurist und auch sonst von mäßigem Verstande.

Er kümmerte sich nicht um das Wesen der Dinge, sondern ausschließlich darum, unter welchen rechtlichen Begriff dieselben zu subsummieren waren.

Eine Lokomotive war ihm weiter nichts als eine bewegliche Sache, welche nach bayrischem Landrechte auch ohne notarielle Beurkundung veräußert werden konnte, und für die Elektrizität interessierte er sich zum erstenmal, als er dieser modernen Erfindung in den Blättern für Rechtsanwendung begegnete und sah, daß die Ableitung des elektrischen Stromes den Tatbestand des Diebstahlsparagraphen erfüllen könne. —

Er war Junggeselle. Als Rechtspraktikant hatte er einmal die Absicht gehabt, den Ehekontrakt einzugehen, weil das von ihm ins Auge gefaßte Frauenzimmer nicht unbemittelt war, und da überdies die Ehelosigkeit schon in der *lex Papia Poppaea de maritandis ordinibus* ausdrücklich mißbilligt erschien.

Alein der Versuch war mit untauglichen Mitteln unternommen; das Mädchen mochte nicht; ihr Willenskonsens ermangelte, und so wurde der Vertrag nicht perfekt.

Alois Eschenberger hielt sich von da ab das weibliche Geschlecht vom Leibe und widmete sich ganz den Studien.

Er bekam im Staatsexamen einen Brucheinser und damit für jede Dummheit einen Freibrief im rechtsrheinischen Bayern.

Aber davon wollte ich ja nicht erzählen, sondern von seinem Erlebnis mit Michael Klampfner, Ländler in München-Au.

Und dies war folgendes.

Eines Tages mußte sich der Herr Rat entschließen, seine alte Bettwäsche mit einer neuen zu vertauschen.

Die Zugeherin besorgte den Handkauf und überredete ihren Dienstherrn, die abgelegten Materialien zu veräußern. Auf Bestellung erschien daher in Eschenbergers Wohnung der oben erwähnte Trödler Michael Klampfner und gab auf Befragen an, daß er derjenige sei, wo die alte Wäsche kaufe.

«So», erwiderte der königliche Rat, «so? Sie wollen also gegen Hingabe des Preises die Ware erwerben?»

«Wenn ma's no brauchen ko, nimm i's», sagte Klampfner.

«Schön, schön; Ihr Wille ist sohin darauf gerichtet. Sagen Sie mal, Herr ... Herr ... wie heißen Sie?»

«I? I hoäß Klampfner Michael, Ländler von der Au, Lilienstraßen Nummer aochti.»

«Also, Herr Klampferer...»

«Klampfner!»

«Richtig, Herr Klampfner. Sie sind doch handlungsfähig?»

«I moa scho. I handel scho dreiß'g Johr.»

«Gut, Sie sind also nicht entmündigt, als prodigus, furiosus, als Verschwender oder wegen Geisteskrankheit?»

«Jo, was waar denn jekt döß? Moana S', i bi da her ganga, daß Sie mi dablecken?»

«Mäßigen Sie sich. Ich mußte die Frage an Sie stellen; es handelt sich um eine wesentliche Bedingung des Konsensualkontraktes.»

«Wo mir aus. Wo is denn nacha de Wasch?»

«Sie wird Ihnen vorgezeigt werden; der Kauf wird nach Sicht geschlossen.»

Die Zugeherin führte den Ländler in ein Zimmer, in welchem zwei große Bündel auf dem Boden lagen. Das eine enthielt

die gebrauchte Wäsche, in dem andern war die neuangeschaffte.

Michael Klampfner prüfte das alte Bettzeug mit Kenneraugen.

«Bedeutet tuat dös net viel», sagte er; «zwoomal waschen, nacha is dös G'lump hi. Uba, weil Sie 's san, Herr Rat, gib i Gabna zwoa Markl dafür.»

«Zwei Mark? Der Kaufpreis scheint mir sehr niedrig gegriffen.»

«Ja, was glauben S' denn? Wer kaaft denn so was? Do kenna S' de arma Leut schlecht, wenn S' moanen, de mögen was Alt's. De kaafen si liaba was Neu's und bleiben's auf Abzahlung schuldi.»

«Hm! ja, das mag sein, ... aber ... was sagen Sie, Frau Sigelberger», wandte sich der Rat an seine Zugeherin, – «finden Sie den Preis ortsüblich und wertentsprechend?»

«Ich mein halt so, Herr Rat, verzeihen S', wenn man halt doch die Sach hergeben tut, nicht wahr, dann mein ich halt, entschuldigen S', es ist doch nicht viel zum kriegen damit.»

«Sie raten mir also zum Abschlusse?»

«Ja, ich ... ich mein halt so, Herr Rat, es wird nichts andres heraus schauen.»

«Gut. Dann bleibt es bei dem vereinbarten Preise von zwei Mark.» –

«Gilt scho», sagte Michael Klampfner, «g'hört scho mei. I laß von mei'n Buab'n abhol'n.»

«Nein, nein, so schnell geht die Sache nicht», unterbrach ihn hier Eschenberger, «ich beharre auf schriftlicher Verlautbarung des Vertrages.»

«Ah, zu was denn? Dös braucht's do it.»

«Notwendig ist es allerdings nicht», erklärte der Herr Rat, «Sie haben wohl recht; der Vertrag kann formlos abgeschlossen werden, die traditio würde überdies brevi manu erfolgen, allein ich ziehe die Abfassung einer privaten Urkunde vor.»

«No, wenn's net anders geht, mir is wurscht.»

«Schön. Ich werde den Vertrag gleich hier niederschreiben.»

Eschenberger holte Papier, Tinte und Feder und fing hastig zu schreiben an, wobei er den Text laut vorlas.

«Also ... zwischen dem königlichen Landge ... Landgerichtsrat Alois Eschenberger in ... in München und dem ... was sind Sie, Herr Klampfner?»

«Ländler vo der Au...»

«... Ländler, hm! also Kleinkaufmann ... und dem Kleinkaufmann Michael Klampfner kommt folgender ... folgender Vertrag zustande:

Erstens: Der königliche Landgerichtsrat Eschen ... Eschenberger verkauft an den ... den Kleinkauf ... Kleinkaufmann Klampfner die demselben vorgezeigte, in einem Bündel zusammen ... zusammengefaßte, von demselben ge ... gebrauchte und hierwegen abgelegte ... abgelegte Bettwäsche ... Bettwäsche. – Nicht wahr?»

«J ... ja!» sagte Klampfner.

«Also fahren wir fort:

Zweitens: Der vereinbarte ... vereinbarte, auch wert ... wertentsprechende Kaufpreis beträgt die Summe von zwei ... zwei Mark Reichswährung, über deren Empfang der Verkäufer hiermit ... hiemit quittiert. – Sie können gleich bezahlen, Herr Klampfner.»

«I will's it schuldi bleiben», sagte der Ländler und zählte auf den Tisch eine Mark und dann zehn Nickelstücke hin.

«Schön», sagte Eschenberger, «fahren wir fort. Drittens: Die Einreden des Zwanges, der Irrtums ... des Irrtums und ... und des Betrugs sind ... ausgeschlossen. – So, das hätten wir. Wünschen Sie den Vertrag noch einmal vorgelesen?»

«Na, g'wiß net!»

«Gut. Also auf Vorlesen verzichtet und unterschrieben. Segen Sie Ihre Unterschrift hieher.»

Klampfner unterschrieb und ging dann, nachdem er erklärt hatte, daß sein Sohn das Bündel abholen werde. Die Zugeherin begleitete ihn zur Türe und lächelte beistimmend, als der Ländler sich mit der Faust an der Stirne rieb und dann mit dem Daumen gegen das Zimmer deutete, worin Eschenberger weilte. —

Einige Stunden später kam Klampfner junior und holte im Auftrage seines Vaters das Bündel Wäsche ab.

Noch denselbigen Abend stellte sich aber heraus, daß eine unliebsame Verwechslung stattgefunden hatte. Dem Boten war das Bündel mit der neuen Wäsche übergeben worden.

Michael Klampfner wurde eilig hievon in Kenntniß gesetzt, allein er verschloß sich heftig allem Zureden.

«Wos?» sagte er, «i soll de Wasch wieda hergeben? Waar mir scho z' dumm! Für wos hat er denn an Vertrag g'schrieben? Dös gilt, wia's g'schrieben is. Irrtum is ausg'schlossen. Waar mir scho z' dumm!»

Dieses geschah dem königlichen Landgerichtsrat Alois Eschenberger, welcher seinerzeit einen Brucheinser erhalten hatte.

Unser guater, alter Herzog Karl

Das neue Jahr soll uns eine andere Behandlung der Majestätsbeleidigung bringen. Ich will es nicht entscheiden, ob die Neuerung viel verbessern wird in der deutschen Welt.

Aber eines weiß ich, und eines bedauere ich.

Mein alter Freund Simon Lackner wird sich nicht mehr so leicht ein billiges Winterquartier verschaffen können.

Und das ist hart.

Denn Simon Lackner ist neunundsechzig Jahre alt; ein herzenguter Kerl.

Jetzt soll er als Greis eine neue Methode ersinnen, nachdem

er sechzehn lange Jahre hindurch mit der alten so schöne Erfolge erzielt hat.

Ihr lieben Mitmenschen, denkt euch in seine Lage!

Von Jugend auf war er ein stellenloser Schreinergehilfe; ein fahrender Handwerksbursche. Das ist wohl ein schönes Metier, wenn der Apfelbaum am Straßenrand blüht, und wenn ein Mensch, der auf dem Rücken im Grünen liegt, mit blinzelnden Augen der Lerche hoch hinauf in die blaue Luft nachschaut. Das ist wohl ein schönes Metier, wenn die Kornähren sich über dem müden Haupte wiegen und am heißesten Sommertag einen erquickenden Schatten spenden. Auch ist es fröhlich und freudenvoll, wenn noch eine mildtätige Herbstsonne auf den Buckel brennt, und wenn die zerrissenen Schuhe durchs gelbe Buchenlaub rascheln.

Aber wenn die kalten Novemberwinde pfeifen und alte Felber in die Gräben rollen? Wenn die Landstraßen aus dem Leim gehen und pfundschwerer Brei an den Sohlen hängen bleibt?

Wenn der kalte Regen mit tausend Nadeln sticht oder die Schneeflocken wirbeln? Wenn alle warmen Ofenbänke von hartberzigen Bauern besetzt sind, die für einen armen Handwerksburschen nicht zusammenrücken?

Da wird's dem abgehärteten Landstreicher wehmütig ums Herz, und er sehnt sich nach einem trockenen Platz, nach einem Dach, unter dem es nicht tropft.

Simon Lackner widerstand lange, aber endlich kriegte er das Reißen in seinen Gliedern, und er fand ein Mittel, sich zu helfen.—

Im Herzogtum Neuburg regierte Karl III., ein gemüthlicher, braver Landesfürst.

Natürlich, Simon Lackner kannte ihn nicht, aber er stand doch in gewissen Beziehungen zu ihm.

Denn wo er in einem Bauernwirthshaus um Gotteslohn eine Halbe Bier trank, sah er von der Wand das dicke Gesicht Karls III. herunterlächeln.

Und er begriff die Gutherzigkeit, welche sich in dem breiten Mund, in den hängenden Backen des Landesherrn ausdrückte.

Er sah mit Liebe in die Kleinen, hinter Fettpolstern verschwimmenden Schweinsäuglein und dachte sich, wie bürgerlich und selchermäßig doch oft der liebe Gott die von seinen Gnaden regierenden Häupter ausgestaltet. Kein kleinstes Nestchen Feindseligkeit haftete im Herzen des Simon Lackner.

Er liebte den Fürsten auf seine bescheidene Weise und nahm es ihm nicht übel, wenn seine Gensdarmen grob und rauhändig waren.

Denn nicht einmal der allmächtige Gott hat alle seine Geschöpfe liebenswürdig geschaffen.

Warum sollte man's von einem irdischen Fürsten verlangen?

Trotz seiner Hinneigung war aber Simon Lackner gezwungen, alle Jahre einmal dem Herzog Karl III. eine Despektierlichkeit zu zeigen, die ihm nicht innewohnte.

Aber es war eben seine Methode, und es war notwendig, um unter ein schützendes Dach zu kommen.

Wenn zu Ende Oktober die kalten Winde anhuben, ging Simon Lackner zum herzoglich neuburgischen Gefängnisse, welches auf freiem Felde lag, hinaus.

Dort versteckte er sich in einem Holzschuppen, welcher gegenüber dem Eingange der Anstalt lag, und wartete.

Wenn dann einige Gendarmen kamen, trat er allsogleich hervor und schrie mit lauter Stimme:

«Unser guater, alter Herzog Karl is a Rindviech!»

Das erstemal und das zweitemal stürzten die Gendarmen gierig auf den frevelhaften Menschen und glaubten, daß sie einen wichtigen Fang gemacht hätten. Aber schon im dritten Jahre erlahmte ihr Eifer, denn sie wußten jetzt, daß Simon Lackner sich nur auf diese harmlose Weise ein Winterquartier verschaffen wollte.

Simon Lackner mußte oft und oft schreien, bis sie ihn gefangen nahmen.

Und das wiederholte sich sechzehn Jahre lang mit schöner Regelmäßigkeit.

Man wußte es nicht mehr anders.

Wenn gegen Ende Oktober schwere Wolken am Himmel aufzogen, schaute der Gefängnisinspektor in die herbstliche Natur hinaus und sagte: «Jetzt wird der Lackner bald wieder schreien.» Und richtig: den andern Tag zogen sich nasse Bindfaden vom Himmel zur Erde herunter, und vom Holzschupfen herüber brüllte es: «Unser guater, alter Herzog Karl is a Kindviech.»

Die Gendarmen lächelten; Simon Lackner lächelte und betrat freudig die Halle des Gefängnisses, wo ihm der Inspektor wohlwollend entgegentrat.

Lackner wiederholte zur Sicherheit: «Unser guater, alter Herzog Karl is a...» «Weiß schon, weiß schon», sagte der Inspektor, «Sie kriegen schon Ihre fünf Monat.»

Wenn die Umseln pfffen, kam Simon wieder heraus und walzte fröhlich durch das Herzogtum Neuburg.

Und wo er in einem Wirtshaus das Konterfei seines lieben Karls III. sah, lächelte er ihm verständnisinnig zu. Er hatte ja nie vergessen, ihn den guten, alten Herzog zu nennen, und das mit dem Kindviech war nicht ernst gemeint.

Jetzt wollen sie den schönen Paragraphen ändern, mit dem mein Freund Simon Lackner seit sechzehn Jahren sich recht und schlecht über die Wintersnot hinweggeholfen hat.

Ist das nicht hart?

Pürschgang

Hügel auf und ab sproßt das neue Leben. Blaugrünes Korn, heller Weizen und dunkler Klee.

In den Talsenkungen strecken sich blumige Wiesen und zeigen lustige Farben. Knallgelb und rot und violett.

Den reichgestickten Mantel umsäumt der Wald.

Auch ihm hat der Frühling den feierlichen Ernst genommen.

In Tannen und Fichten treibt der junge Wuchs und gibt den alten Herren ein fröhliches Aussehen.

Ihre finstere Strenge verschwindet, hinter hellgrünem Buchenlaube, das in der Sonne blinkt und im Winde zappelt.

Von unten blinkt die Landstraße, verschwindet hinter den Feldern, kriecht einen Hügel hinauf und läuft wie durch ein offenes Tor in den Wald.

Sie kommt von weit her und geht in die Welt hinaus; hier in dem stillen Winkel aber kann sie gemächlich tun und sich über die Blüten freuen, die von den alten Apfelbäumen in ihren Schoß fallen.

Die Rast mag ihr wohl tun, denn sie ist alt und hat viel gesehen in früheren Zeiten. Als noch große Heere auf ihr hinzogen und Geschütze und Wagen den Staub aufwirbelten.

Seit langem ist es ruhig geworden.

Jetzt stapfen nur mehr des Deutschen Reiches Handwerksburschen barfüßig über sie weg, und an Sonntagen muß sie die Verbindung herstellen zwischen dem Wirtshause in Bergshofen und dem Wirtshause in Zeitlbach.

Aber heute ist Werktag.

Über Gras und Korn lugt der Maibaum vergeblich nach Leuten aus. Sie kommen nicht; sie haben sich über die Felder zerstreut zur fleißigen Arbeit.

Gott – ahö!

Ein Mann fährt mit der Egge über die Furchen und hält jetzt an.

«Grüß Gott, Herr Dokta!»

«Grüß Gott! Schön's Wetter heut!»

«Ja. Is glei gar z' schön.»

«War Ihnen der Winter nicht lang g'nug?»

«Schon. Aber es werd z' trock'n. An warma Reg'n sollt' ma halt krieg'n.»

«Der bleibt net aus. Grüß Gott!»

«Hadjje!»

Ich gehe ein paar Schritte. Da ruft er mir.

«Sie, Herr Dokta!»

«Was?»

«Alba Reh' gibt's viel! Reh'!»

«Is net so arg.»

«Jo! Jo! Ma sieh't's glei unter der Mittagszeit umanand steh'.»

«So?»

«Ja. Und mein Klee beim Pfarrholz hamm s' fei sauber z'sammbissen.»

«So?»

«Ma will ja it unverschämt sei', aba a paar Markl sollten S' ma scho geb'n für den Klee.»

«Der wächst do wieder!»

«Naa, der wächst nimmer, wenn de Dollen allsammete ab-bissen san!»

«De paar Kleeblatteln, Lenzbauer!»

«Ma sagt it vo dem, und ma will it unverschämt sei', aba drei Markeln.»

«Lenzbauer, drei Maß zahl' i. Is nacha recht?»

«Wo mir aus. Daß Sie sehg'n, daß ich net a so bin.»

«Also, gilt scho. Grüß Gott!»

«Hadjeh!»

Der Weg führt mich an einer Mühle vorbei ins Dorf.

Meine Ankunft erregt Lärm und Aufsehen. Beim ersten Hause bellt mich der Hund wütend an und rennt an seiner Kette im Kreise herum.

Eine alte Frau kommt unter die Lüre und schaut mir neugierig nach; beim Nachbar gegenüber laufen Kinder an den

Zaun; einige Schritte weiter faucht mich ein Gänserich an und schlägt zornig mit den Flügeln. Hühner fliegen schimpfend vom Misthaufen, und ich fühle, daß ich Fremder und Störenfried bin.

Im letzten Hause wohnt der alte Höchtl.

Wir kennen uns gut durch ein paar Liter Bier, die er auf mein Wohl und meine Kosten trank.

Er ist ein kleiner Häufelmann, hat wenig und läßt seine Frau arbeiten. Weil er gichtisch ist und sich schonen muß.

Er sitzt in der Sonne und gähnt.

«Ah, da Herr Dokta! Genga S' a bissel auf d' Jagd aufsi?»

«Zarwohl. Wie geht's Ihnen?»

«Schlecht. Ganz schlecht. Bia's halt an alten Feldzügler geht.»

«Und Bier sollten S' halt keines trinken.»

«Han?»

«Kein Bier, Höchtl.»

«'s Bier macht mir durchaus gar nix. Wann i no mehra hätt!»

«Mein, das paßt nicht zu der Gicht.»

«Moana S'? Sie, Herr Dokta, was ham S' denn da für neue Vögel draußden? De hat ma früherzeiten nia net g'seh'g'n.»

«Was für Vögel?»

«No, de mit die langa Federn. Ma hört s' allaweil schrei'n.»

«Das sind Fasanen.»

«I hab' mir's scho denkt. Uba döß san schlechte Viecher! Bia de mit meine Kartoffeln umganga san! Ah! Ah!»

«Das sind sehr nützliche Vögel, mein Lieber.»

«Für mi net. De gengan grob um mit meine Kartoffeln. Was is denn do, Herr Dokta?»

Er reibt Daumen und Zeigefinger aneinander.

«Da is gar nix, Höchtl.»

«Baar scho recht! Um zehn Mark möcht' i den Schad'n net no amal ham.»

«Sagen wir zwei Maß.»

«Wo mir aus, weil Sie's san, Herr Dokta. Aba Sie derfen's glaab'n, dös san grobe Bögel. Und jetzt geh'n i zum Wirt und trink' glei de drei Maß.»

«Zwoa, Höchtl.»

«Also zwoa. Hadje, Herr Dokta!»

Adieu, alter Spitzbub!

Ich gehe übers Feld und vermeide es, Leute zu treffen. Und komme in den Wald. Aber in den Wintermonaten habe ich die rechte Gangart verlernt. Viel zu schnell! Neben mir rumpelt es im Dickicht, und ich merke zu spät, daß ich ein Reh losgemacht habe.

Also Schritt für Schritt, und die Augen aufmachen.

Und links und rechts schauen. Da blinkt es schon weiß aus dem jungen Unterwuchs. Von einem kleinen Lärchenstamme ist die Rinde abgeschält.

Hier hat ein Rehbock ganz frisch gefegt; die Fegen der Rinde sind noch nicht vertrocknet.

Ein paar Meter entfernt ist ein älteres Beschlächt, dort wieder eines.

Ein Bock wäre konstatiert, und ich könnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß er am Abend auf das Kleefeld zieht. Es ist gut angenommen, wie man aus den abgeästen Stengeln merkt. Trotz der großen Scheuche, die der Besitzer mitten hineingestellt hat.

Prr! Prr!

Zwei Rebhühner streichen weg und fallen in einem nahen Kornfelde ein.

Wenn sie schlau sind, bleiben sie darin; im Klee würden die Eier bald ausgemäht.

Der Pürschweg führt mich durch Hochholz zu einem großen Pflanzgarten.

Hier waren fast immer Rehe zu sehen, und auch heute trog mich die Erwartung nicht.

Ein rötlicher Fleck taucht im Grün auf.
 Bock oder Geiß, kann ich nicht unterscheiden, weil nur der Rücken sichtbar ist.
 Schußzeit ist nicht, also probiere ich es einmal.
 Ein leiser Pfiff.
 Bligschnell taucht der Kopf aus dem Grase, und zwei dunkle Lichter schauen starr auf mich her.
 Ich rühre mich nicht und beobachte durch mein Glas.
 Ein Gabelbock, luserhoch auf, schon verlegt, aber schwaches Gewichtl, kaum fingerdick.
 Schau nur! Dir geschieht nichts.
 Der Bock äugt mich minutenlang an; endlich äßt er wieder.
 Aber die Sache gefällt ihm nicht mehr; er ist unruhig geworden, hofft wieder, und denkt, sicher ist sicher.
 Mit zwei Sprüngen ist er im Dickicht verschwunden.
 «Hadje!» sagt der Höchtl.
 Aber die Zeit drängt, wenn ich ins Broselholz will. Ich pürsche still von dem Plage auf den Fahrweg und schreite tüchtig aus.
 Nach einer halben Stunde habe ich den Platz erreicht.
 Rechts von mir steigt ein Hügel an; unten sind Brombeers-
 stauden, weiter nach oben ein Fichtendickicht, das sich zum Hoch-
 holze hinzieht.
 Links von mir ist eine nasse Wiese, daneben ein großes Klee-
 feld, welches sanft ansteigt.
 Auf der anderen Seite der Höhe liegt ein Bauernhof, von dem ich nur Dach und Kamin sehe.
 Ich prüfe den Wind und lege mich unter eine Weißtanne, deren Zweige mir ein sicheres Versteck bieten. Zu Anfang höre ich noch Menschenstimmen vom Hofe herüber.
 Allmählich verstummen sie, und aus dem Kamine steigt leichter Rauch in die Höhe.
 Die Bäuerin kocht das Abendessen; Knecht und Magd hocken

in der Stube und warten. Da wird also kein Lärm mehr die Stille unterbrechen.

Der Abend schreitet über die Höhen, füllt das Tal und den Wald.

Er kommt nicht plötzlich und unbemerkt wie in der Stadt. Fühlbar verdrängt er den Tag, und verdrängt ihn Schritt für Schritt.

Das letzte Rot auf den Baumgipfeln erstirbt; im leichten Winde beugen sich die Grashalme.

Der Abend ist gekommen.

Ein mißtönender Schrei hinter mir, und noch einer.

Ein Fasan bäumt auf.

Er weiß, daß viele Feinde wach sind, und schläft nicht auf dem Boden. Ich muß an den Höchtl denken und an die groben Vögel.

Da!

Weit vorne ist etwas Rotes. Ein Reh, und noch eines.

Vorsichtig bleiben sie stehen und sichern.

Dann ein paar kurze Sprünge gegen mich her, und sie äßen.

Das vordere ist ein guter Sechserbock.

Wenn er hofft, sieht man Stangen und Sprossen deutlich gegen den Horizont.

Er kommt ahnungslos näher, und ich kann deutlich hören, wie er die Kleeblätter von den Stengeln rupft.

Sehen muß ich einmal, wie das wäre, und ich hebe sachte das Gewehr und visiere.

Bürscherl, wenn der erste Juni wäre!

Und wenn das Herz nicht stärker schlagen würde wie jetzt, ich meine, wir täten Bekanntschaft miteinander machen.

So würde ich auffahren, bis in die Mitte, und dann – wumms!

Aber was hat denn der Kerl?

Er hofft nach links hinauf, nach den Brombeerstauden.

Ich sehe angestrengt hin.

Richtig! Von oben steigt eine Geiß herunter. Doch würde ihn das wenig kümmern, es muß noch etwas anderes um den Weg sein.

Möglich fällt mir auf, daß da, wo die Höhe gegen das Hochholz abschneidet, ein Fichtenwipfel sich heftig rührt.

Vom Winde kann das nicht sein.

Da fegt ein Bock.

Aber ich kann ihn nicht sehen.

Der herunteren im Kleefeld wird nervös.

Er zieht von mir weg und äugt immer wieder nach der Höhe.

O, Sacrament!

Freilich, jetzt glaube ich's!

Ein Kapitalbock, ein Fegkerl kommt aus den Böschen. Handbreit, aber wirklich und gut handbreit über die Luser hat er auf.

Ganz schwarz und dick ragt das Gewichtl, und ich kriege Herzklopfen, obwohl ich weiß, daß ich nicht schießen werde.

Der Bock ist mit ein paar Sägen in den Brombeerstauden; der andere auf dem Kleefelde macht einen weiten Bogen und bringt sich in Sicherheit.

Er muß den Herrn kennen und wissen, daß er keinen Guten raucht und keinen Nebenbuhler duldet. Der starke Bock ist auf die Wiese getreten und schaut dem fliehenden nach.

Er ist zufrieden, daß sich der Kerl gedrückt hat, und verfolgt ihn nicht.

Ich beobachte ihn lange durch das Glas.

Den muß ich kriegen; das Gewichtl muß an der Wand meines Zimmers hängen.

Gerade über dem Schreibtisch, und jedesmal, wenn ich es sehe, will ich an den heutigen Abend denken.

Aber es wird Mühe kosten, daß mir die Hand nicht zittert.

Und ob er am ersten Juni noch auf den Klee zieht?

Gewöhnlich ist der um die Zeit den alten Böcken zu fett.

Die sind Feinschmecker und wollen immer das Beste.

Da äßen sie junge Gräser im Walde und liegen tagsüber in den Kornfeldern, und der Teufel weiß — — Pumm!

Himmel, Herrgott...

Hinter mir im Nachbarrevier kracht ein Schuß. Gut fünfhundert Meter entfernt, aber der Schall ist doch so stark, daß mein Bock verhofft und plötzlich ins Dickicht springt.

Da hat ein gescherter Lackel den ersten Juni nicht erwarten können und dem Geseß eine Nase gedreht.

Und wahrscheinlich einen kümmerlichen Spießbock hingelegt.

Wenn ich auf den Kapitalen angezunden hätte?

Aber da fehlt einem die Seelenruhe, die so ein luftgesechter Bocklederner hat.

Wenn ich den morgen frage, auf was er geschossen hat, sagt er: auf einen Raben.

Und blinzelt nicht mit den Augen.

Na, ich kann zusammenpacken und heimgehen.

Für heute ist es nichts mehr auf der Wiese, und wenn der Lackel von drüben noch öfter mit seinem groben Schießeisen herumspektakelt, bleibt der alte Bock ganz aus.

Auf dem Heimwege überlege ich, ob ich dem Herrn Nachbar schreiben soll, freundlich oder drohend. Aber wenn der weiß, daß er mir einen Bock vergrämen kann, fährt er morgen einen Böller an die Grenze.

Man muß die Lords kennen.

Also schreibe ich nichts und verhalte mich still.

Fluchend gehe ich weiter und komme ins Dorf, wo alle Hunde sich heiser bellen.

Ein Licht blizt auf; da ist das Wirtshaus.

Nach dem langen Wege schmeckt Essen und Trinken.

«Grüß Gott, Frau Wirtin. Wer plarrt denn so im Gastzimmer?»

«Da Höchtl; er trinkt do auf Ihre Rechnung, hat er g'sagt. Jetzt hat er schon die sechste Maß.»

Das Begräbnis

Am Dienstag, den 3. Januar, verstarb der Realitätenbesitzer Josef Seilinger eines plötzlichen Todes.

Er war wie alltäglich beim Sternbräu zum Abendschoppen eingekehrt, trank mit sichtlichem Behagen seine drei Maß Bier und sprach sich mit gewohnter Lebhaftigkeit über die Schlechtigkeit der preussischen Zustände aus.

Um sieben Uhr verließ er die Gaststube und begab sich in die Küche, um sich von der Frau Wirtin zu verabschieden. Er wechselte einige Scherzworte mit ihr und sagte noch: «Jetzt pfuat Eahna Gott, Sie Schneckerl, Sie liab's», da fiel er plötzlich streckerlängs zu Boden und war maustot.

Nun lag er den zweiten Tag aufgebahrt im Prunkzimmer seiner Wohnung.

In dem frostigen, unfreundlichen Raume nahm die tiefverschleierte Witwe die Beileidsbezeugungen entgegen. Es war ein stetes Kommen und Gehen.

Die ehrsamten Bürger traten schweigend mit ihren Frauen an die Bahre.

Sie legten alle gleichmäßig die Stirne in ernste Falten, verzogen die Mundwinkel und sahen lange und ausdruckslos noch einmal in das breite Gesicht des Verbliebenen.

Die Frauen drückten schluchzend die Taschentücher an ihre nassen Augen und zählten im geheimen die Kranzspenden.

Nach einer anständig bemessenen Pause traten die Besucher zu den Leidtragenden und sprachen Worte des Trostes.

«Wer hätt' dös glaubt, Frau Seilinger? So a g'sunder Mann! Vor drei Tag hab i'n no über'n Marktplatz geh seh'gen und zu mein Mann g'sagt – gel Schorschel? – schau hi, hab i g'sagt, da geht der Herr Seilinger. Und jetzt – – a so a Mann...!»

«– Ja, ja, der Sepp! I hätt's a net gmoant, daß eahm so schnell derwischet, Frau Seilinger. Am letzten Sonntag san ma

no so zünfti beinand g'wen, und heint liegt er do .. Ja, ja, das menschliche Leben!»

«Trösten's Eahna, Frau Seilinger! Gunnen S'eahm sei Ruah. Eahm is wohl! Wer woaß, was eahm alles derpart blieben is, und wia bald daß uns selber außi tragen mit di Füaß voro.»

Und wenn die trauernde Witwe zustimmend mit dem Kopfe nickte, rühmte die Frau noch die Schönheit und Zahl der Kränze.

«De vielen, vielen Kränz' und de schönen Blumen, Frau Seilinger! Es ist doch auch a gewisser Trost, wenn ma sieht, wia oan de Leut in Ehren halten. So was muuß noch gar net dag'wesen sein.»

Dann blickten die Besucher der Witwe noch einmal tieftraurig in die Augen und machten anderen Platz.

Draußen bemerkte die Frau flüsternd: «Hast a's g'sehg'n, Schorsch! Mit dera Trauer is a net weit her. Grad drucka hat s' müassen, daß s' a paar Träna außerbracht hat. Und den Aufwand! An glatten Kaschmirrock mit Schürzendraperie und Krepp de Schin-Auspuz, a g'schweifte Schoßtaille mit an Lagteil, und am Rand matte Holzperlen. Statt a Schneppenhauben hat s' an Kapotthuat mit an schwarzen Bleamelbukett, und den Schloar!»

«Na! Na! S' woaß net, daß de Leut koa rechts G'fühl nimma ham. Da guat Seilinger wenn s' sehg'n tat, wia s' dasteht, nacha drahet er si um.»

Im Treppenhaus war die Leichenfrau mit den Zurüstungen für die Einsegnung beschäftigt; sie zündete die Kerzen an, stellte das Weihwasser zurecht und wies die Ankommenden in das Trauerzimmer.

Ihre Miene war dem Ernste ihres Berufes angemessen, und nur flüsternd führte sie die Unterhaltung mit diesem und jenem Trauergaste.

«Weln's, da Herr Seilinger? Wba schö liegt er drin, koa bissel

entstellt! So sanft! Grad als wenn er schlafen tat. So a g'sunder Mann und so plögli schterben! I sag Eahna, was der Herr für a G'wicht g'habt hat, des is net zum glauben! Der muafß im Leben alleweil seine guaten dritthalbe Zentner g'wogen ham. I hab zerscht gmoant, i kunnt'n alloa dahoben beim Anziagn, aber da is Eoa Drodenska net g'wen. Erscht wia mir die Binder Cenzl g'holfen hat, is ganga. Cenzl, hab i g'sagt, paß auf, sag i, daß ma'n schö hinleg'n, hab i g'sagt...» Die Leichenfrau wurde unterbrochen durch das Herannahen der Geistlichkeit, welche die Zeremonie begann.

Eintönig hallten die tiefen Stimmen der singenden Priester durch den kalten Gang, und süßlicher Weihrauchduft füllte das Haus.

Vor demselben hatten sich nunmehr alle versammelt, welche dem Toten das letzte Geleit geben wollten.

Alle Vereine, denen Josef Seilinger angehört hatte, waren vertreten. Die Liedertafel, die Schützengesellschaft, der Laroek-klub, die freiwillige Feuerwehr, der Veteranenverein und der Veloipedklub.

Zum Zeichen der Trauer waren die Fahnen umflort wie die Schärpen der Fahnenjunker.

Mit finsterem Ernste blickten die Männer unter den hohen Zylindern hervor; ihnen gegenüber, durch die Straße getrennt, stand die schwarzgekleidete Schar der Frauen.

Die Blicke aller waren auf das Tor gerichtet, aus dem jetzt schwankend unter der Last des Sarges die Leichenträger schritten, gefolgt von der Geistlichkeit und den Hinterbliebenen.

Die Fahnenträger schlossen sich an, dann die Trauergesellschaft in hergebrachter Ordnung.

In langer, krummer Linie schlich der schwarze Zug durch die schneebedeckten Straßen; an den Fenstern lugten hinter den Vorhängen die alten Leute und Kinder heraus; die kleinen Häusler und Tagelöhner standen vor ihren Hütten und entblößten ehrfürch-

tig die Häupter zum letztenmal vor dem dicken, reichen Josef Seilinger.

Die Bürger aber kürzten sich den Weg mit Gesprächen über das traurige Ereignis.

«Ja, schnell hat's 'n g'riffen. Wer hätt' dös glaubt? Woast as no, Franzl, wia ma vorig's Jahr in Hausham beim Bierlest g'wen san? I und da Reitmoar und du und da Seilinger? Wia ma z'lest allsam so b'suffa g'wen san, daß ins 's Bier bei die Augen außa grunna is?»

«Freili woast i's no. Wia nacha da Seilinger aufg'standen is und hat mit da Faust in Tisch einig'haut. Herrgottsakra, hat a g'schriean, trink ma no a Maß, ðs Fretter ðs miserablige! I trink Enk allsamt untern Tisch eini. Und g'rad schnackerlsidel is er g'wen.»

«Ja, da hätt aa koa Mensch net denkt, daß er so bald ei'liefert. Ma hat eahm nix okennt.»

«No, no, woast, Franzl, dös viele Saufen ko net guat sei. Er hat scho a bißl gar z'nasß g'fuattert.»

«Dös is wahr. Du, wo geh' ma denn danach hi?»

«I moa halt, zum Sternbräu. Spiel ma an Tarock, da Weißlinger tuat aa mit. Gel, Schorsch!»

«Ja, is ma grod recht... Bst! Bst!»

Man war vor dem offenen Grabe angelangt. Als unter den üblichen Zeremonien der Sarg versenkt war, entblößte der Pfarrer das Haupt und sprach:

«Andächtige Trauerversammlung! Wir stehen vor dem offenen Grabe des tugend samen Josef Seilinger, bürgerlichen Realitätenbesizers dahier. Er ist geboren am 10. Oktober 1854, als der Sohn des Realitätenbesizers Josef Seilinger und dessen Ehefrau Brigitta, und starb am 3. Januar 1899. Sein Leben war vergleichbar einem Strome, der ruhig dahinfließet. In seiner Jugend besuchte er drei Lateinklassen mit großem Erfolge, wie durch das Zeugnis seiner Lehrer bestätigt wird. Alsdann zog er sich in

sein elterliches Haus zurück und verblieb daselbst bis zu seinem Lebensende.

Im Jahre 1879 vermählte er sich mit Fräulein Maria Hitzinger, Brauereibesitzerstochter von hier, welche heute als trauernde Witwe in das Grab blicket. Der glücklichen Ehe entsprossen drei Kinder.

So, geliebte Christen, ist seine Laufbahn ein Beispiel und eine Lehre für alle. Er war aber auch ein ordnungsliebender Bürger und ein gläubiger Katholik. Er war nie ein Zweifler, und der neue Geist, welcher jetzt so böse in der Welt umhergeht, hat ihn nicht beschädiget.

Darum dürfen wir hoffen, daß er trotz seines schnellen Endes die Seligkeit erworben habe. Amen!

Hier wollte der Gesangverein einfallen mit dem Liede: «Seht, wie sie so sanft ruhen.» Aber nach den ersten Tönen brachen die Sänger ab; eine auffallende Bewegung ging durch ihre Reihen, und nach einer drückenden Pause trat der Vorstand an das Grab und erklärte, daß der Gesang infolge Unwohlseins einiger Mitglieder nicht stattfinden könne.

Damit war auch die Feierlichkeit zu Ende. Die Trauergäste entfernten sich rasch und besprachen mißbilligend das letzte Verkömniß.

«Da siecht ma's wieda, unsa Liadertafel. Bal ma sei Ruab haben möcht im Wirtshaus, nacha plärren s' in oan Trumm, oan faden G'sang nach dem andern. Bal ma s' aba braucht, ham s' foa Stimm'. I möcht bloß wissen, was da dahinter steckt.»

Die Neugierde wurde bald befriedigt, denn der Vorstand erzählte beim Sternbräu jedem, daß der erste Bassist, der Schreinermeister Bergmann, sich geweigert habe, zu singen.

«Und wissen S', warum, meine Herren? Weil d' Frau Seislinger an Sarg net bei eahm hat macha lassen. I hab bitt und bettelt, daß er uns de Blamasch net atoa soll. Mir hat's g'holfen. Fallt ma gar net ei', sagt er, braucha de Prozen mein Sarg

net, brauchta s' mei Stimm' aa net.' Was sagen S' da dazu,
meine Herren?»

«Ja no!»

Der Münchner im Himmel

Mois Hingerl, Nr. 172, Dienstmann in München, besorgte einen Auftrag mit solcher Hast, daß er vom Schläge gerührt zu Boden fiel und starb.

Zwei Engel zogen ihn mit vieler Mühe in den Himmel, wo er von St. Petrus aufgenommen wurde. Der Apostel gab ihm eine Harfe und machte ihn mit der himmlischen Hausordnung bekannt. Von 8 Uhr früh bis 12 Uhr mittags «frohlocken», und von 12 Uhr mittags bis 8 Uhr abends «Hosianna singen». — «Ja, wann kriagt ma nacha was z'trink'n?» fragte Moiss. — «Sie werden Ihr Manna schon bekommen», sagte Petrus.

«Auwah!» dachte der neue Engel Moissius, «dös werd schö fad!» In diesem Momente sah er einen roten Radler, und der alte Zorn erwachte in ihm. «Du Lausbua, du mistiga!» schrie er, «kempt's ös do rauf aa?» Und er versetzte ihm einige Hiebe mit dem ärarischen Himmelsinstrument.

Dann setzte er sich aber, wie es ihm befohlen war, auf eine Wolke und begann zu frohlocken: «Ha-lä-lä-lä-lu-u-hu-hi-ah!»...

Ein ganz vergeistigter Heiliger schwebte an ihm vorüber. — «Sie! Herr Nachbar! Herr Nachbar!» schrie Moissius, «hamm Sie vielleicht an Schmaizla bei Eahna?» Dieser lispelte nur «Hosianna!» und flog weiter.

«Ja was is denn dös für a Hanswurscht?» rief Moissius. «Nacha hamm S' halt koan Schmaizla, Sie Engel, Sie boaniga! Sie ausg'schamta!» Dann fing er wieder sehr zornig zu singen an: «Ha-ha-lä-lä-lu-u-uh- — Himmi — Herrgott — Erdäpfi — Saggerament — —lu-uu-iah!»...

Er schrie so, daß der liebe Gott von seinem Mittagschlaf erwachte und ganz erstaunt fragte: «Was ist denn da für ein Lärm heroben?»

Sogleich ließ er Petrus kommen und stellte ihn zur Rede. «Hörchen Sie doch!» sagte er. Sie hörten wieder den Moïsius singen: «Ha—aaaaah—läh— — Himmi — Himmi — Herrgott — Saggerament — uuuuuh—iah!»...

Petrus führte sogleich den Moïsi Fingerl vor den lieben Gott, und dieser sprach: «Ala! Ein Münchner! Nu natürlich! Ja, sagen Sie einmal, warum plärren denn Sie so unanständig?»

Moïsi war aber recht ungnädig, und er war einmal im Schimpfen drin. «Ja, was glaab'n denn Sie?» sagte er. «Weil Sie der liebe Good san, müaßt i singa, wia 'ra Zeiserl, an ganz'n Tag, und z'trinka kriagat ma gar nix! U Manna, hat der ander g'sagt, kriag i! U Manna! Da halst ma net gehst mit dein Manna! Überhaupts sing i nimma!»

«Petrus», sagte der liebe Gott, «mit dem können wir da heroben nichts anfangen, für den habe ich eine andere Aufgabe. Er muß meine göttlichen Ratschlüsse der bayrischen Regierung überbringen; da kommt er jede Woche ein paarmal nach München.»

Des war Moïsius sehr froh. Und er bekam auch gleich einen Ratschluß für den Kultusminister Wehner zu besorgen und flog ab.

Allein, nach seiner alten Gewohnheit ging er mit dem Brief zuerst ins Hofbräuhaus, wo er noch sitzt. Herr von Wehner wartet heute noch vergeblich auf die göttliche Eingebung.

Inhalt

| | |
|---------------------------------------|----|
| Auf der Elektrischen | 3 |
| Das Volkslied | 10 |
| Der Einser | 18 |
| Das Aquarium | 21 |
| Der Kohlenwagen | 29 |
| Eja --! | 32 |
| Die Sau | 38 |
| Der Vertrag | 42 |
| Unser guater, alter Herzog Karl | 46 |
| Pürschgang | 49 |
| Das Begräbnis | 58 |
| Der Münchner im Himmel | 63 |

Werke von Ludwig Thoma

- Meine Bauern**
Sämtliche Bauerngeschichten
15. Tausend. Leinen 4.- M.
- Nachbarnleute**
Sämtliche Kleinstadtgeschichten
Neuausgabe. 10. Tausend
Leinen 3.80 M.
- Andreas Böß**
Bauernroman
49. Tausend. Leinen 5.- M.
- Der Wittiber**
Bauernroman
37. Tausend. Leinen 3.60 M.
- Der Knepp**
Roman. 26. Tausend. Leinen 4.- M.
- Altai**
Eine heitere Sommergeschichte
85. Tausend. Leinen 3.60 M.
- Der Jagerloisl**
Eine Tegernseer Geschichte
20. Tausend. Gebunden 2.50 M.
- Münchnerinnen**
Roman. 10. Tsb. Leinen 4.50 M.
- Lausbubengeschichten**
185. Tausend. Leinen 2.80 M.
- Tante Frieda**
Neue Lausbubengeschichten
90. Tausend. Leinen 3.60 M.
- Briefwechsel eines**
bayrischen Landtagsabgeordneten
95. Tausend. Leinen 4.-
- Josef Hilfers Briefwezel**
2. Buch. 51. Tsb. Leinen 4.- M.
- Geschichten**
Neue Ausgabe
50. Tausend. Leinen 2.50 M.
- Ludwig Thoma für die Jugend**
10. Tausend. Leinen 3.80 M.
- Erinnerungen**
Illustrierte Gedekausgabe
25. Tausend. Leinen 7.50 M.
- Stadelheimer Tagebuch**
10. Tausend. Gebunden 2.50 M.
- Leute, die ich kannte**
Ein Erinnerungsbuch
5. Tausend. Leinen 3.- M.
- Ausgewählte Briefe**
5. Tausend. Leinen 5.50 M.
- Heilige Nacht**
Weihnachtslegende
20. Tausend. Gebunden 2.80 M.
- Kaspar Lorinser**
Erzählung
Mit einer Bildniszeichnung von
Olas Gulbransson
(Die Kleine Bucherei, Bb. 74)
20. Tausend. Gebunden 80 Pfg.
- Die Medaille**
Komödie. 18. Tsb. Gebunden 3.- M.
- Die Lokalbahn**
Komödie
14. Tausend. Gebunden 3.50 M.
- Moral**
20. Tausend. Leinen 3.50 M.
- Margdalena**
Volksstück. 9. Tsb. Geb. 3.50 M.
- Erster Klasse**
Bauernschwanz
25. Tausend. Gebunden 3.- M.
- Die Sippe**
Schauspiel. 3. Tsb. Geb. 1.80 M.
- Das Säuglingsheim**
Burleske. 5. Tsb. Geheftet -.90 M.
- Brautschau**
Drei Einakter
13. Tausend. Gebunden 3.50 M.
- Waldfrieden**
Lustspiel. 5. Tsb. Gebunden 1.80 M.
- Gelähmte Schwingen**
Lustspiel. 20. Tsb. Gebunden 1.80 M.
- Gesammelte Werke**
Endgültige Ausgabe in 7 Bänden
35. Tausend. Leinen 60.- M.

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER / MÜNCHEN

Die Kleine Bücherei

Jeder Band in mehrfarbigem Einband 80 Pfennig

Das Kleine Buch der Dichterbilder

56 Dichter der Gegenwart – die Autoren der Kleinen Bücherei
Bildnisse, Namenszüge, Lebensabrisse

I. Folge: Dichtung der Gegenwart

Erzählende Bände

Paul Alverdes, Kleine Reise. Aus einem Tagebuch. 30. Tausend. Nr. 9

– Vergebllicher Fischzug. Erlebnisse und Begegnungen. 10. Tsd. Nr. 84

Ernst Barmeister, Erlebnisse der Stille. 10. Tausend. Nr. 88

Elfa Bernewitz, Die Entrückten. Drei Erzählungen. 20. Tsd. Nr. 63

Hans Friedrich Blund, Spul und Lügen. Glaubhafte und unglaubhafte Geschichten. 20. Tausend. Nr. 14

Georg Britting, Die kleine Welt am Strom. Geschichten und Gedichte. 15. Tausend. Nr. 15

Hermann Claudius, Armantje. Geschichten aus meiner Kindheit. 30. Tsd. Nr. 38

– Wie ich den lieben Gott suchte und andere Erzählungen von Armantje. 20. Tausend. Nr. 55

Die festliche Weltreise des Dichters Max Dauthendey. 20. Tsd. Nr. 51

Paul Ernst, Erdachte Gespräche. Eine Auswahl. 45. Tausend. Nr. 1

– Heitere Welt. Sieben Geschichten. 20. Tausend. Nr. 64

Gertrud von le Fort, Das Reich des Kindes. Legende der letzten Karolinger. 30. Tausend. Nr. 27

Hans Frand, Totaliter aliter. Kurzgeschichten. 20. Tausend. Nr. 16

Joachim v. d. Goltz, Einft auf der Lorettöhöhe. Aufzeichnungen des Leutnants Brudner. 10. Tsd. Nr. 76

– Von mancherlei Hölle und Seligkeit. Erzählungen. 10. Tsd. Nr. 58

Georg Grabenhorst, Regimentstag. 10. Tausend. Nr. 77

Friedrich Griese, Der Saatgang. Erzählungen. 40. Tausend. Nr. 11

Hans Grimm, Der Zug des Hauptmanns von Erdert. (Aus „Volk ohne Raum“.) 140. Tausend. Nr. 2

– Des Elefanten Wiederkehr. 30. Tausend. Nr. 69

Gunnar Gunnarsson, Die goldene Gegenwart. Reiseerlebnisse. 25. Tausend. Nr. 25

Anut Hamsun, Gottes Erde. Natur- und Landschaftsbilder. 45. Tsd. Nr. 3

– Ein Gespenst u. andere Erlebnisse. Erzählungen. 20. Tausend. Nr. 42

Henry von Heiseler, Was es Ende. Tagebuchaufzeichnung. 20. Tsd. Nr. 19

Josef Hofmiller, Das Bayernbüchlein. 15. Tausend. Nr. 65

– Von Dichtern, Malern und Wirtschaftshäusern. 10. Tausend. Nr. 89

Robert Hohlbaum, Getrennt marschieren. 20. Tausend. Nr. 52

Rudolf Huch, Die Fichtenaue. Eine Geschichte in Barock. 10. Tsd. Nr. 20

Carl Oskar Jatho, Melodische Ufer. Mit 4 Federzeichnungen von Kurt Jatho. 10. Tausend. Nr. 90

– Wanderer auf Gottes Strom. Mit 12 Federzeichnungen von Kurt Jatho. 20. Tausend. Nr. 47

– Sterne über kleinen Flüssen. Mit 3 Federzeichnungen von Kurt Jatho. 20. Tausend. Nr. 59

Hanns Johst, Mutter ohne Tod. Zwei Erzählungen. 90. Tausend. Nr. 17

Aino Kallas, Sankt Thomasnacht. Erzählung. 10. Tausend. Nr. 48

Karl Kallwasser, Das Schicksalsbuch. Eine wahre Geschichte um „Volk ohne Raum“. 10. Tausend. Nr. 78

Hans Klopfer, Was mir die Heimat gab. 10. Tausend. Nr. 70

G. G. Kolbenheyer, Die Begegnung auf dem Riesengebirge. Novelle. 80. Tausend. Nr. 4

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER / MÜNCHEN

- E. G. Kolbenheyer, Karlsbader No-**
velle. 60. Tausend. Nr. 32
- **Klaas D, der große Neutrale.** No-
 vellen. 20. Tausend. Nr. 71
- Kilian Koll, Urlaub auf Ehrenwort.**
 Geschichten um den Krieg. 30. Tau-
 send. Nr. 81
- Eduard Rachmann, Der Blutbaum.**
 Erzählung. 10. Tausend. Nr. 66
- Selma Lagerlöf, Der verzauberte**
Hof und andere Erzählungen. 35. Tau-
 send. Nr. 5
- **Herrn Arnes Schak.** Novelle. 30.
 Tausend. Nr. 26
- **Wiederkehr nach Bärmland u. an-**
dere neue Geschichten. 20. Tsd. Nr. 53
- Langemard. Ein Vermächtnis.** 50. Tsd.
 Nr. 62
- Hans Leifhelm, Steirische Bauern.**
 Erzählungen. 10. Tausend. Nr. 54
- Martin Luserte, Das schnellere Schiff.**
 Erzählung. 25. Tausend. Nr. 33
- R. B. v. Mechow, Der unwillkom-**
mene Franz. Erzählg. 20. Tsd. Nr. 12
- **Sorgenfrei.** Erzählg. 30. Tsd. Nr. 36
- Max Mell, Mein Bruder und ich.** Den
 Erinnerungen eines alten Wieners
 nacherzählt. 10. Tausend. Nr. 40
- Eberhard Wolfgang Möller, Der**
Admiral. Drei Novellen. 10. Tau-
 send. Nr. 85
- Josef Friedrich Berkonig, Der Schin-**
derhannes zieht übers Gebirg.
 15. Tausend. Nr. 41
- Wilhelm Pleyer, Im Gasthaus «Zur**
deutschen Einigkeit». 10. Tsd. Nr. 82
- Josef Ponten, Die Stunde Heidel-**
bergs. Erzählung. 20. Tausend. Nr. 49
- Eduard Reinacher, Herr Wilhelm**
und sein Freund. Ein Elsfässer Toten-
tanz. 10. Tausend. Nr. 22
- Wilhelm Schäfer, Die Mißgeschickten.**
 Novelle. 25. Tausend. Nr. 6
- Wilhelm Schäfer, Ein Mann namens**
Schmitz. Novelle. 30. Tausend. Nr. 28
- **Die Fahrt in den Heiligen Abend.**
 Eine Weihnachtsgeschichte. Mit 20
 Zeichnungen von Hermann Schäfer.
 40. Tausend. Nr. 56
- Heinz Steguweit, Frohes Leben.** Ge-
 schichten. 50. Tausend. Nr. 34
- Hermann Stehr, An der Tür des**
Jenseits. Zwei Novell. 35. Tsd. Nr. 7
- Emil Strauß, Lorenz Lammerdien.**
 Erzählung. 20. Tausend. Nr. 8
- **Der Lauf.** Novelle. 20. Tsd. Nr. 44
- **Der Schleier.** Novelle. 110. Tau-
 send. Nr. 57
- Stijn Streuvels, Letzte Nacht.** Erzäh-
 lung. 10. Tausend. Nr. 23
- Ludwig Thoma, Kaspar Lorinser.**
 Mit einer Bildniszeichnung von Olaf
 Gulbrandsen. 20. Tausend. Nr. 74
- Franz Tumlner, Die Wanderung zum**
Strom. Erzählung u. Gedichte. 10. Tsd.
 Nr. 87
- Helene Voigt-Dieberichs, Luise.** Er-
 zählung. 30. Tausend. Nr. 45
- Ernst Wiehert, Der Lobekandidat.**
 Drei Erzählungen. 90. Tausend. Nr. 37
- Erwin Wittstod, Miesken und Mies-**
ken. Erzählung. 10. Tausend. Nr. 83
- **Station Dnefret.** Zwei Erzählun-
 gen. 20. Tausend. Nr. 72
- Julius Zerzer, Das Bild des Gehar-**
nischten. Erzählung. 10. Tsd. Nr. 29
- Heinrich Zillich, Der Urlaub.** Novelle.
 35. Tausend. Nr. 24
- **Der baltische Graf.** Mit 10 Feder-
 zeichnungen von Fritz Kimm. 20. Tsd.
 Nr. 75

II. Folge: Herkunft und Gestalt

Getreu dem ursprünglichen Ziele der «Kleinen Bächeret» will die neue Folge «Herkunft und Gestalt» nicht nur das Wissen bereichern oder unterhalten, sondern in möglichster Vielfalt dem deutschen Leben dienen. Die neue Folge greift zurück in den reichen Schatz des geistigen Erbes deutscher Vergangenheit; so wird die Kleine Bächeret mehr und mehr zu einem reinen und vollständigen Abbild und Abbild des deutschen Wesens, gedeutet aus «Herkunft und Gestalt».

Sonderverzeichnisse auf Wunsch kostenlos von

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER / MÜNCHEN

Satz und Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

82832567

Bodley
Duration
31.3.83





